Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 18 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 11. Oktober 1907

An unsere Leser

Für die Abonnenten des „Morgen" werden im Winter außer Frank Wedekind, Professor Georg Simmel, Professor Richard Muther voraussichtlich Marcel Prévost, Georg Brandes, August Thyssen u. a. unentgeltlich Vorträge halten, über die der Verlag noch Näheres bekannt giebt. Im ersten Winter wird sich die Vortragsserie voraussichtlich auf Berlin beschränken; vom nächsten Jahre ab sollen dann auch in andern Städten — und zwar sind zunächst Wien, München, Breslau, Leipzig und Hamburg in Aussicht genommen — Vorträge gehalten werden.

Am Freitag, dem 4. Oktober, begann das zweite Quartal des „Morgen". Der Erfolg beweist, daß noch Platz für ein Blatt ist, das unter Verzicht auf lärmende Aktualität ernstlich sich bemüht, seine Leser durch die Gediegenheit seiner Beiträge innerlich zu bereichern.

Was in der Kunst, der Musik, der Literatur, was in der Naturwissenschaft und der Politik der Beachtung wert erscheint, wird vom 1. Oktober ab ständig in der Rundschau von den Herausgebern Werner Sombart, Richard Strauß, Georg Brandes, Richard Muther und neben diesen von Hans Rosenhagen, Karl Scheffler, Leo Blech, Willi Handl, Berthold Litzmann, Felix Salten und Wilhelm Bölsche behandelt werden.

Für Unterhaltung werden Frank Wedekind, Otto Julius Bierbaum, Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Bernard Shaw, Carl Hauptmann, Maurice Maeterlinck, Arthur Holitscher, Ernst von Wolzogen, Hanns Heinz Ewers, Lothar Schmidt u. a. sorgen.

*

Von bedeutenden Beiträgen im nächsten Quartal seien außer denen der Genannten heute schon Arbeiten von Paul Doumer, Déchanel, Camille Pelletan, Prof. Weber, Prof. Delitzsch, Prof. Th. Achelis, Andrew Carnegie, Prof. Paul Laband, Prof. Th. Ziegler, Karl Jentsch, Staatsminister von Podbielski, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel, Bürgermeister Dr. Reicke, Prof. Georg Simmel, L. M. Goldberger, Prof. Karl Lamprecht, Prof. Lichtwark und Prof. Max Liebermann erwähnt.

Außerdem werden wertvolle Inedita, darunter solche von Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Franz Liszt, Chopin, sowie Novellen von Guy de Maupassant veröffentlicht werden.

Auch der musikalische Teil unter der Leitung von Richard Strauß wird vom 1. Oktober an sowohl in der Rundschau wie durch besondere Beiträge nur erster Mitarbeiter all das bringen, was von musikalischen Ereignissen über den Tag hinaus Wert besitzt.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 18 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 11. Oktober 1907

Georges Clemenceau.

Während der drei Wochen im Jahr, in welchen Clemenceau sich Ferien nimmt, um seine Gesundheit zu stärken, mag er nicht von seinem täglichen Umgangskreis mit Politik geplagt werden; dagegen liebt er es sehr, zu necken. Die Hälfte seiner Konversation ist eine unaufhörliche Neckerei.

Einer seiner jungen Sekretäre, ein Unterpräfekt von viel Geist, erzählte Clemenceau eines Tages zu Tisch, daß er vor einiger Zeit ein paar Novelletten an Courteline geschickt und sich ein Urteil darüber erbeten habe; er erhielt nie eine Antwort und nie die kleinen Novellen zurück; dagegen habe er im folgenden Jahr seine Novellen in der letzten Sammlung Courtelines wiedergefunden. Der Erzähler ist ein zuverlässiger Mann.

Nichtsdestoweniger sagte Clemenceau in diesem Sommer einige Tage hindurch jedem Gast, den er zu seinem Mittagstisch einlud: „Sie haben vielleicht schon gehört, wie unglücklich es unserem jungen Freunde dort in seinem Verkehr mit Victor Hugo gegangen ist. Er sandte ihm seinerzeit einige Gedichte zur Beurteilung, bekam sie nie zurück, und nun stehen sie in La Légende des siècles."

Der Sekretär erhielt jedoch kürzlich seine Genugtuung, da er von Clemenceau Le Journal mit dem Dialog L'Aveugle von Michel Provins entfaltete, und der Präsident des Konseils darin sein eigenes Schauspiel Le Voile du bonheur wiederfand. Clemenceau hatte freilich nicht Provins seinen Einakter im Manuskript zugesandt. In dem Stück entdeckt der blinde Chinese Tschang-Ji, daß Li-Kiang sich für Miturheber seiner Gedichte ausgegeben habe. Diesen Zug hat Provins sich edelmütig nicht angeeignet.

Wer das kleine Schauspiel von Clemenceau je las oder sah, hat sich von dem tiefen Pessimismus des Verfassers erschüttert gefühlt. Der scheint so gründlich wie Schopenhauers. Nur unsere Unwissenheit darüber, welche Gesinnung die, denen wir am meisten vertrauen, wirklich gegen uns hegen, macht uns das Leben erträglich und das Wirken möglich. Clemenceau ist jedoch eine zu cholerische Natur, um nicht auch ein wenig sanguinisch zu sein. Er ist Stimmungspessimist und Reflexionspessimist. Aber in ihm steckt ein unüberwindlicher Glaube an eine bessere Zukunft. Nicht derart, daß, wenn jemand ihn fragte, ob er an den menschlichen Fortschritt glaube, er dann mit einem herzlichen Ja antworten würde. Im Gegenteil, er würde erklären, daß die Menschheit wie ein armes Tierchen eine Mauer hinaufklettert und, oben angekommen, hinuntergleitet oder hinunterstürzt, um von vorne anzufangen. Aber gleichwohl hat er sein Leben

damit verbracht, für den sogenannten Fortschritt zu kämpfen; gleichwohl hat er an den Nutzen davon geglaubt, den Staat von den Kirchen zu trennen, und hat nach seinem Glauben gehandelt.

*

Verschiedene Franzosen finden in der Physiognomie Clemenceaus eine gewisse Aehnlichkeit mit der Bismarcks: Es scheint ihnen etwas Gemeinsames zu sein in dem Charakter des Profils, in dem geschlossenen Mund mit der dichten Moustache, in der kleinen Nase, in dem mächtigen Kahlkopf mit der sinnigen und widerspenstigen Stirn, in dem durchdringenden Blick, in der Hartnäckigkeit, die sich in der Haltung der Gestalt kundgibt.

Doch die, welche am liebsten bei dieser Aehnlichkeit verweilen, haben ganz sicher nie den Fürsten Bismarck gesehen. Es ist unmöglich, das Bild von diesem Riesen, der über eine Versammlung hochgewachsener Männer hinaufragte, und dessen Kopf diesem Körper entsprach, mit dem Bilde eines Mannes zu assoziieren, der ein wenig unter Mittelgröße ist, und dessen Gesicht nicht weniger als die Physiognomie Bismarcks der Gestalt genau entspricht; denn auch Clemenceau ist ein Mann aus Einem Stück.

In Bismarck war der Typus des pommerschen Junkers ins Kolossale getrieben; Clemenceau hat das Gepräge seiner Ahnen, der Männer, welche die französische Revolution machten, der wenigen, deren Gedanken das konservative französische Volk in Bewegung setzten.

Sogar die Barschheit, die beide Staatsmänner gemeinsam haben, ist so verschiedenartig wie ihr Ursprung und ihr Schicksal.

Während Bismarck zur Macht gelangte durch die Leidenschaft, womit er die monarchische Tradition aufnahm, und sich an der Macht laut des unbedingten Vertrauens hielt, das sein Monarch an ihm nährte, entstammt Clemenceau einem alten Republikaner, den Napoleon III. ins Gefängnis werfen ließ, war selbst während des Kaisertums eingesperrt, und ist bis zum Mark Republikaner.

Sowenig Preis ein Mann wie Bismarck in seinem Innern an Titel und Orden gesetzt haben mag, er verschmähte mit Ausnahme des verletzenden Herzogtitels nichts Derartiges. Clemenceau sitzt als Konseilpräsident ohne einen einzigen Orden. Er war nie auch nur Ritter der Ehrenlegion, und hat es verstanden, alle fremden Auszeichnungen mit der Motivierung abzuschlagen, daß, wenn er keinen französischen Orden trägt, würde es eine Beleidigung gegen seine Landsleute sein, einen ausländischen anzunehmen. Dem Kaiser von Japan, der ihm einen wunderschönen Orden anbot, war dies Räsonnement einleuchtend.

*

Ein Verehrer Clemenceaus, der eines Tages gefragt wurde, wie er ihn definiere, antwortete: une force de la nature. Ich fand den Ausdruck zu gewöhnlich und allgemein; aber bei näherer Ueberlegung habe ich ihn insofern bezeichnend gefunden, wie es recht wenige Menschen gibt, von denen es jemand einfallen könnte, sie als Naturmächte zu charakterisieren.

Ein anderer Verehrer Clemenceaus sagte, als er hinter ihm herging: „Er hat den Tigertypus.“ — Er spielte auf den kräftigen, selbst im Alter elastischen Körper des Präsidenten an. Erinnert Bismarck an den Typus des Bulldogs, so Clemenceau an

den Typus des Tigers. Er ist von Natur mehr zum Angriff als zur Verteidigung angelegt. Deshalb liegt ihm die Stellung des Premierministers nicht so gut als die des Oppositionsführers. Aber deshalb allein.

Denn in fast jeglicher anderen Hinsicht paßt er für diese Stellung wie wenige Männer in Europa. Es ist nur ein Zeugnis der menschlichen Beschränktheit, daß man gewartet hat, bis Clemenceau die Sechzig hinter sich hatte, um in ihm den Mann zu sehen, der geschaffen war, zu regieren. Er hat den Ueberblick, die Entschlossenheit, die Klarheit, die Handlungskraft und die Arbeitskraft. Er ist insofern völlig geeignet, den ersten Platz einzunehmen.

Freilich ist er es nur bedingt in einem Land wie Frankreich, wo es für den Regierenden notwendig ist, zur Befestigung seiner Lage die Eitelkeit der Anhänger gründlich zu schmeicheln. Weit davon entfernt, der Eitelkeit der andern entgegenzukommen, schont Clemenceau sie nicht einmal. Sagt er jemand etwas Verbindliches, oder wendet er sich sogar mit einer gewissen Wärme an jemand, so meint er es, aber wie selten sind diese Fälle, wo er dem Angeredeten Bewunderung erzeigen kann!

Wenn ein französischer Schriftsteller einem Bekannten eins seiner Bücher sendet und dieser in herzlichen und anerkennenden Ausdrücken dankt, jedoch ohne die Hinzufügung, daß dieses Buch alles übertreffe, was er je in seinem Leben derartiges gelesen habe, so sagt unfehlbar der Betreffende seinen Freunden: „Was habe ich wohl gegen N. N. verbrochen? Ich zeige ihm die Aufmerksamkeit, ihm mein Buch zu schicken, und er dankt mir in einem Brief, dessen Temperatur zehn Grad unter dem Nullpunkt liegt.“ —

Man denke sich einen Mann, der nie ein Kompliment sagt, oder jedenfalls nur im Scherz, denke sich ihn als leitenden Staatsmann in einem Lande, wo der, welcher ein neues Ministerium bildet, augenblicklich alle die unter seinen früheren Anhängern zu scharfen Gegnern hat, die einen Platz in seinem Ministerium erhofft hatten und sich in dieser Hoffnung getäuscht sahen.

*

In Clemenceau ist ein Spartaner mit einem Athenäer verschmolzen.

Der Spartaner steht jeden Morgen, Sommer und Winter, um 5 Uhr auf, und ist imstande, um diese Zeit zu arbeiten. Um 10 Uhr hat er das meiste von der Arbeit des Tages hinter sich. — Der Spartaner trinkt nicht einen Tropfen Wein oder Bier, und hat sein Lebelang keinen Tropfen geschmeckt. Höchst possierlich deshalb, daß es Clemenceau zufallen sollte, die beweglichen Klagen der Weinbauern über ausbleibenden Absatz anzuhören und zu beantworten. — Der Spartaner, der als Pflichtmensch früh morgens auf seinem Posten im Ministerium war, erregte allgemeine Bestürzung, als er die Beamten des Ministeriums des Innern zwang, zu rechter Zeit dort einzutreffen und dort ihre Arbeit zu tun, anstatt die Zeitungen zu lesen. Aber die Folge war, daß er ein gut Teil der Beamten entlassen konnte und mit dem ersparten Geld die Gehälter der übrigen stark erhöhen, wobei sowohl der Staat wie die Arbeitenden ihren Vorteil sahen.

Der Athenäer hat das Buch Le grand Pan geschrieben, liebt die griechische Natur, griechische Kunst und Poesie über jegliche andere, und zwar nicht jene Kunst, die im allgemeinen so genannt wird, die Kunst späterer Zeiten, ganz zu schweigen von der römisch-griechischen, sondern die ursprüngliche, echte Antike in der Skulptur und in der Architek-

**

tur, und in der Dichtung wie in der bildenden Kunst. Immer wieder hat dieser Athenäer Reisen in Griechenland gemacht; jede kleinste Insel hat er besucht. Und vielleicht war es eine der Regierungshandlungen, die er am liebsten unternahm, 5000 Francs für die Ausgrabungen in dem Hohlweg zu bewilligen, wo Oedipus Laïos und dessen Diener totschlug, und der noch der Beschreibung der Alten genau entspricht. — Nichts adelt einen politisch in Anspruch genommenen Mann wie Liebe zu der primitiven Schönheit, die ja in der Regel dem modernen Franzosen fernsteht. Clemenceaus seelisches Leben ist von dieser Liebe zu der den Profanen unzugänglichsten Form hoher Altertumskultur ganz durchdrungen.

Der Spartaner ist außerstande, eine Geschmeidigkeit zu entwickeln, wie die einem Minister wie Briand eigentümliche. Clemenceau hat nie aus anderer Ursache gewünscht, Minister zu sein, als um seine Ideen zu verwirklichen. Deshalb ist auch seine ganze Politik de bonne foi. Er sagt offen, aus welcher Ursache er angreift oder verteidigt. In dem Punkt ist er sehr verschieden von seinem früheren politischen Freund, seinem jetzigen Gegner, Jean Jaurès. Obwohl Jaurès so ehrlich tut wie ein Sturmbock, ist er ein Sturmbock mit einem Schalken hinter den Ohren. Er unterstützte das Ministerium Combes, und was auch Combes Verpöntes unternahm, wie Einschreiten gegen Streikende mit Waffenmacht oder ähnliches, der Schalk hinter den Ohren von Jaurès legte ihm seine Hände vor die Augen, und so mußte er durch die Finger damit sehen. Er machte Combes keine Vorwürfe; er entdeckte diese Sachen einfach nicht. Dagegen hat er in Clemenceau sogleich den Freund des Blutvergießens entdeckt, weil die Winzerbewegung in Südfrankreich ihn zwang, Truppen zu mobilisieren.

Es ist klar wie der Tag, daß für die Sache, der Jaurès günstigen Wind wünscht, ein moderates Ministerium am Ruder viel vorteilhafter sein würde als ein radikales, womit mancher Freund des Fortschrittes in Frankreich sich begnügt. Unter der Herrschaft eines energischen Radikalismus gedeiht der Sozialismus schlecht.

Spartanisch ist bei Clemenceau die Festigkeit, athenäisch ist die Humanität. Er konnte nicht, Mann wie er ist, unterlassen, die Herrschaft der Gesetze zu sichern, als sie bedroht war. Aber er würde mit seiner ganzen Vorzeit in Streit sein, hätte er nicht bis zum äußersten gestrebt, die bewaffnete Macht ungebraucht zu lassen. Man sah es am besten in Courrières, wo er persönlich unter die zornigen Männer hineinging und sein möglichstes tat, um Gesetzesbruch und Repressalien zu vermeiden. Und man hat es bei der Winzerrevolte gesehen. In den Zeitungen seiner Gegner ist erzählt worden, daß er die Offiziere habe dekorieren lassen, die auf das Volk geschossen hatten. In Wirklichkeit hat er die dekoriert, die stoisch sich lieber durch Steinwürfe mißhandeln ließen, als sie dem erhetzten und irregeleiteten Haufen gegenüber von den Gewehren ihrer Truppen Gebrauch machten.

Er ist in seinen Handlungen vom ersten Tag an als Minister mit seiner Vorzeit in Uebereinstimmung gewesen. Er hat nicht als Präsident des Konseils die crânerie abgelegt, die ihn als jungen Mann auszeichnete. Oder war nicht die Ernennung Picquarts zum Kriegsminister ein Zeugnis der Kühnheit, die es weiß, was sie will, und das Herausfordernde wagt, sicher genug daran, daß die anderen sich fügen?

Steht Clemenceau auch in seinen Ueberzeugungen auf demselben Standpunkt, den

er vor der langen Pause in seinem parlamentarischen Leben einnahm? Ich möchte daran zweifeln. Aus dem überzeugten Demokraten ist ein Mann geworden, der geringen Glauben an die unfehlbaren Instinkte des Volkes nährt. Zwar vergißt er nie, welche fruchtbare Kraft der große einzelne der Allgemeinheit verdankt. Er ist weit davon, irgend einer Art von Geniekultus zu huldigen. Hätte das Volk als Volk nichts anderes hervorgebracht als die Sprache, so wäre sie ihm Zeugnis genug von der schöpferischen Fähigkeit der Massen.

Aber er hat zu oft und zu lange die Mehrzahl gegen sich gehabt, wo er nur das Rechte wollte, um nicht aus dieser Tatsache seine Schlüsse zu ziehen.

Georg Brandes.

Die Verfassung Elsaß-Lothringens.

Von Paul Laband.

Hervorragende Publizisten konstatieren die Tatsache, daß die geschichtliche Entwicklung der Staatsverfassungen nicht nach logischer Folgerichtigkeit erfolgt, daß die äußersten Konsequenzen bestimmter Prinzipien nicht gezogen werden und daß die Befriedigung praktischer Bedürfnisse Abweichungen davon erzwingt. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß ungeahnte und meistens gar nicht vorherzusehende Schwierigkeiten gerade daraus entstehen können, daß der souveräne, selbstherrliche Wille des Gesetzgebers sich über das Erfordernis der inneren Harmonie des Rechtszustandes und der logischen Einheit der Rechtsprinzipien hinwegsetzt. Dafür bietet die Verfassung Elsaß-Lothringens ein besonders anschauliches und zugleich wichtiges Beispiel.

Die Verfassung von Elsaß-Lothringen beruht auf zwei fundamentalen Sätzen: die Erklärung zum Reichsland und die Einführung der Reichsverfassung. Zwischen diesen beiden Sätzen besteht ein unvereinbarer Gegensatz, eine Kluft, die sich künstlich überbrücken, aber nicht ausfüllen läßt. Die Reichsverfassung setzt Staaten mit einer eigenen, von der Reichsgewalt verschiedenen Staatsgewalt voraus, welche hinsichtlich aller der Zuständigkeit des Reichs nicht unterliegenden Angelegenheiten Autonomie, Selbstverwaltung, Gerichtsbarkeit usw. haben. Darauf beruht die Unterscheidung zwischen Reichs- und Landesangelegenheiten, Reichs- und Landesgesetzen, Reichs- und Landesbehörden, Reichs- und Landesetats usw. Diese Teilung der Zuständigkeit und der ihr entsprechenden Hoheitsrechte (nicht zu verwechseln mit der Souveränität) ist dem Begriff des Bundesstaates so wesentlich und für denselben so charakteristisch, daß sie in keinem Bundesstaat, er mag im übrigen geartet sein, wie er wolle, fehlen kann. Der Begriff des Reichslandes steht dazu im diametralen Gegensatz; er beruht gerade darauf, daß es für das Reichsland keine besondere, von der Reichsgewalt verschiedene Staatsgewalt gibt, daß die Reichsgewalt die volle Staatsgewalt ist, daß ihre Zuständigkeit nicht auf gewisse Angelegenheiten beschränkt ist. Es gibt daher nach dem Begriff des Reichslandes keine Landesangelegenheiten, welche nicht Reichsangelegenheiten wären; die Gesetze, welche sie betreffen, sind Reichsgesetze; die Verwaltung des Reichslandes ist ein Zweig der Reichsverwaltung; die Gerichte und Verwaltungsbehörden sind Reichsbehörden; das Finanzwesen ist ein Teil der Reichswirtschaft. Dieser, dem Begriff des Reichslandes entsprechende Zustand war, mit einer bald zu erwähnenden Ausnahme, anfangs auch in Wirklichkeit durchgeführt; die Organe des Reichs, Kaiser, Bundesrat, Reichstag, Reichskanzler, Reichsoberhandelsgericht, Rechnungshof, erstreckten ihre Zuständigkeit auch auf diejenigen Angelegenheiten des Reichs-

landes, welche nach der Reichsverfassung zur Machtsphäre der Bundesglieder gehörten. Mit dem Prinzip und Aufbau der Reichsverfassung stand dies aber im Widerspruch; Elsaß-Lothringen wurde nicht dem Reich als ein neues Mitglied eingefügt, sondern demselben angehängt; Reichsland und Reichsverfassung schließen sich einander begrifflich und grundsätzlich aus.

Das Vereinigungsgesetz vom 9. Juni 1871 § 2 bestimmte aber bereits, daß nach einer kurzen Uebergangszeit die Verfassung des Deutschen Reichs in Elsaß-Lothringen in Wirksamkeit treten soll (was am 1. Januar 1874 geschah) und daß auch nach Einführung der Reichsverfassung — bis zu anderweitiger Regelung durch Reichsgesetz — das Recht der Gesetzgebung auch in den der Reichsgesetzgebung in den Bundesstaaten nicht unterliegenden Angelegenheiten dem Reiche zusteht — also auch den in der Reichsverfassung dazu bestellten Organen.

Wenn die Reichsverfassung nicht nur äußerlich und formell, sondern nach ihrem wahren Sinne und ihrer wirklichen staatsrechtlichen Bedeutung in Elsaß-Lothringen hätte in Kraft treten sollen, so hätte man entweder diese Länder einem oder mehreren Bundesstaaten einverleiben oder eine eigene Staatsgewalt über diese Gebiete konstituieren und als Träger derselben eine neue Dynastie für diesen neuen Staat schaffen müssen. Beides ist aus zwingenden Gründen nicht geschehen. Sollte Elsaß-Lothringen ein Reichsland bleiben, so war eine Ergänzung und Abänderung der Reichsverfassung erforderlich; es mußte bestimmt werden, durch welche Organe und in welchen Formen das Reich die volle Regierung eines Landes führen und alle dazu erforderlichen Funktionen versehen solle, da die Beaufsichtigung und Gesetzgebung über die im Artikel 4 der Reichsverfassung aufgezählten Angelegenheiten dazu vollkommen unzureichend ist und die dafür geschaffenen Organe des Reiches nach ihrem Wesen und ihrer Zusammensetzung dazu nicht geeignet sind. Das wäre aber freilich etwas ganz anderes gewesen als die Einführung der unveränderten Reichsverfassung vom 16. April 1871. In der Tat erwiesen sich sehr bald Abänderungen und Ergänzungen der Reichsverfassung als unerläßlich.

Zunächst hatte die Einführung der Reichsverfassung die Folge, daß die Unterscheidung zwischen den Angelegenheiten, welche verfassungsmäßig zur Zuständigkeit des Reiches gehören, und denjenigen, welche der Kompetenz der Bundesstaaten unterliegen, auch auf Elsaß-Lothringen übertragen wurde, obgleich sie gerade dem Begriff des Reichslandes widerspricht und den Gegensatz zwischen dem Reichsland und dem Bundesglied verwischt. Man unterschied daher auch im Reichslande Reichs- und Landesgesetze, Reichs- und Landesbehörden, Reichs- und Landesangehörigkeit, obgleich dies staatsrechtlich keine Gegensätze, sondern identische Begriffe waren und sind. Für diese Unterscheidung war aber noch ein anderer Grund, unabhängig von der Reichsverfassung und schon vor der Einführung derselben, von maßgebender Bedeutung. Die konsequente Durchführung der Reichslandsidee hätte erfordert, daß auch die Finanzwirtschaft des Reichslandes mit der des Reiches verschmolzen wurde, daß die Einnahmen des Reichslandes als Reichseinnahmen, die Kosten seiner Verwaltung als Ausgaben des Reiches behandelt werden. Dies geschah aber nur formell, indem der Etat für Elsaß-Lothringen im Wege der Reichsgesetzgebung festgesetzt wurde. Materiell dagegen wurde das Reichsland in finanzieller Hinsicht vollkommen den Bundesstaaten gleichgestellt. Man wollte sich nicht dem Vorwurf aussetzen, daß das Reich die finanziellen Hilfskräfte Elsaß-Lothringens zu seinem Vorteil ausbeute, wie es etwa Dänemark mit Holstein getan hatte, und man wollte in der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen nicht den Verdacht oder das Gefühl aufkommen lassen, daß sie schlechter als die Angehörigen der Bundesstaaten behandelt werde. Dadurch gewann die Unterscheidung von Reichs- und Landeseinnahmen und -Ausgaben, von Reichs- und Landes-

vermögen und -Schulden, von Reichs- und Landesbehörden, von Reichs- und Landesbeamten usw. eine praktische Bedeutung, gegen welche die theoretische Identität von Reichsgewalt und Reichslandsgewalt ganz in den Hintergrund treten mußte. Wenngleich die finanzielle Sonderwirtschaft des Reichslandes für seine staatsrechtliche Natur nicht von maßgebender Bedeutung ist, da ja auch Provinzen, Kreise und Gemeinden eine selbständige Finanzwirtschaft, eigenes Vermögen und Schulden, eigene Einnahmen und Ausgaben haben, so trat doch durch die besondere, von der Finanzwirtschaft des Reiches getrennte Finanzwirtschaft das Reichsland in einen Gegensatz zum Reich, welcher dem Gegensatz zwischen Reich und Bundesglied sehr ähnlich, wenngleich keineswegs gleich, war*) und namentlich der Verwaltung des Reichslandes das Gepräge einer der Reichsverwaltung gegenüberstehenden Staatsverwaltung verlieh. Aus diesem Zwiespalt zwischen dem Begriff und der verfassungsmäßigen Rechtsstellung des Reichslandes einerseits und der in wichtigen Beziehungen durchgeführten Gleichstellung desselben mit den Bundesstaaten andererseits ergaben sich Unstimmigkeiten im öffentlichen Recht des Reichslandes und zwei entgegengesetzte Tendenzen, von denen die eine auf die Schaffung einer eigenen Staatsgewalt und auf völlige Gleichstellung mit den Bundesstaaten, die andere auf Festhaltung der vollen Zuständigkeit des Reichs und der daraus sich ergebenden Konsequenzen gerichtet war.

Die sofort eintretende und unabwendbare Folge des geschilderten Gegensatzes war die Spaltung der Funktionen der Organe des Reiches, welche jetzt ja zugleich für die nicht zur verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Reiches gehörenden Angelegenheiten in Tätigkeit treten mußten.

1. Der Kaiser ist nach der Reichsverfassung „das Präsidium des Bundes“ und hinsichtlich der Gesetzgebung und Verwaltung usw. auf diejenigen Rechte beschränkt, welche ihm die Reichsverfassung zuweist; die Fülle der in der Staatsgewalt enthaltenen Rechte steht ihm im Reich nicht zu.

Im Reichsland dagegen „übt der Kaiser die Staatsgewalt aus“ (Vereinigungsgesetz vom 9. Juli 1871 § 3). Die Reichslandsqualität kommt dabei dadurch zur Geltung, daß er sie „im Namen des Reiches“ ausübt; aber dies ist eine formelle Aeußerlichkeit; materielle Wirkungen sind damit nicht verbunden. Obgleich nun die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen nichts anderes ist als die Reichsgewalt in bezug auf das Reichsland, so gelten doch für die Ausübung dieser Staatsgewalt andere Regeln wie für die Ausübung der Präsidialbefugnisse des Kaisers. Insbesondere hat der Kaiser bei der Landesgesetzgebung eine wesentlich andere Stellung wie bei der Reichsgesetzgebung; er hat das Recht der Sanktion und ist nicht verpflichtet, einen vom Bundesrat beschlossenen Gesetzentwurf zu verkündigen; er kann, wie Bismarck einmal sagte, nicht majorisiert werden. Der Kaiser hat ferner das Verordnungsrecht in vollem Umfange; er ist der Chef der gesamten Landesverwaltung nach Maßgabe der zum Teil noch aus der Zeit der französischen Herrschaft stammenden Landesgesetze; er hat das Begnadigungsrecht. Andererseits ist seine Stellung doch nicht die gleiche wie seine Stellung als König von Preußen oder der anderen Bundesfürsten; denn der Kaiser ist auch in Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen ein Organ des Reiches, an die Mitwirkung des Bundesrates, unter Umständen auch an die Zustimmung oder Kontrolle des Reichstags, gebunden. Die spezifischen Mitgliedschaftsrechte der Bundesfürsten kann der Kaiser nicht ausüben, weil das Reichsland kein Mitglied des Reiches ist; er kann also insbesondere keine

*) Kraft der unbeschränkten Gesetzgebungskompetenz des Reichs konnte das letztere Elsaß-Lothringen Einnahmequellen geben und nehmen, Ausgaben auferlegen und verbieten, die Gehalte der Landesbeamten, die Gebühren für die Verrichtungen der Landesbehörden normieren, Einrichtungen einführen oder aufheben und insbesondere den Landeshaushaltsetat festsetzen. Von einer staatsrechtlichen Gleichstellung des Reichslandes mit den Bundesstaaten konnte daher auch auf dem Gebiet der Finanzwirtschaft nicht die Rede sein. Dies gilt auch noch gegenwärtig.

Stimmen im Bundesrat führen, ja streng genommen auch keine Anträge im Bundesrat für Elsaß-Lothringen stellen. Der Kaiser übt die landesherrlichen Rechte aus und ist doch nicht der Landesherr des Reichslandes im eigentlichen staatsrechtlichen Sinne des Wortes. In allen Bundesstaaten, auch in Preußen, haben die landesherrlichen oder einzelstaatlichen Rechte einen anderen Träger als die kaiserlichen oder reichsrechtlichen; im Reichsland stehen beide dem Kaiser als dem Organe des Reiches zu und haben ihre gemeinsame Quelle in der Staatsgewalt des Reiches. Da aber die Kompetenz des Reiches hinsichtlich des Reichslandes eine unbeschränkte ist, so gibt es keine feste und zweifellose Abgrenzung zwischen den Bereichen der reichsverfassungsmäßigen und der landesrechtlichen Befugnisse. Hinsichtlich der Gesetzgebung, welche ja eine allumfassende Form für staatliche Willensakte jedweden Inhalts ist, sind ausdrücklich im Gesetz vom 9. Juni 1871 § 3 Absatz 4 und vom 2. Mai 1877 § 2 für die Landesangelegenheiten zwei Wege, der landesverfassungsmäßige und der reichsverfassungsmäßige, für zulässig erklärt, und je nachdem der eine oder andere beschritten wird, sind die Rechte des Kaisers andere.

2. Dem Begriff des Reichslandes gemäß war der Reichskanzler der Minister des Kaisers für alle Angelegenheiten des Reichslandes, ohne Unterschied, ob sie nach der Reichsverfassung zur Zuständigkeit des Reiches gehören oder nicht. Dies war die logische Konsequenz des Reichslandsbegriffes, hat sich aber seit dem Reichsgesetz vom 4. Juli 1879 geändert, dessen § 2 bestimmt, daß die durch Gesetze und Verordnungen dem Reichskanzler in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten überwiesenen Befugnisse und Obliegenheiten auf den Kaiserlichen Statthalter übergehen. Dies war ein bedeutungsvoller Schritt in der Richtung der Abschwächung des Reichslandsbegriffs; es bedeutete die Trennung der Landesverwaltung von der Reichsverwaltung. Die Verwaltung des Reichslandes gewann dadurch eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der Verwaltung der Bundesstaaten; sie trat der Verwaltung der Reichsangelegenheiten mit scheinbarer Selbständigkeit gegenüber; beide gipfelten nicht mehr in derselben, vom Reichskanzler gebildeten Spitze; die Behörden der Landesverwaltung sind nicht wie alle übrigen Behörden des Reiches dem Reichskanzler, sondern dem Statthalter unterstellt; die Beamten der Landesverwaltung erhalten ihre Diensteinkünfte nicht aus der Reichskasse, sondern aus der Landeskasse; die Gegenzeichnung kaiserlicher Erlasse in Landesangelegenheiten sowie der Landesgesetze und die damit verbundene Verantwortlichkeit ist nicht mehr Sache des Reichskanzlers, sondern des Kaiserlichen Statthalters. Man könnte der Ansicht zuneigen, als sei dadurch die Reichslandseigenschaft in Wirklichkeit aufgegeben worden und nur in der Theorie noch fortdauernd; als sei Elsaß-Lothringen zu einem Staatswesen organisiert, welches vom Kaiser regiert wird wie Preußen vom König, wenngleich „im Namen" des Reiches. Die Unterscheidung der Landesangelegenheiten von den Reichsangelegenheiten hat jedenfalls durch das Gesetz vom 4. Juli 1879 nicht nur eine neue reichsgesetzliche Anerkennung, sondern auch eine in die Augen fallende tatsächliche Durchführung gefunden. Wenn man aber näher zusieht, so erscheint die Sache doch in einem etwas anderen Lichte; die Reichslandsqualität ist doch nicht verschwunden, sie macht sich mit dem Gewicht einer bestehenden Verfassungsinstitution geltend und hebt die äußerlich durchgeführte Trennung der Reichs- und Landesverwaltung teilweise wieder auf. Denn alles, was im Reichsland geschieht, seine Entwicklung und sein politischer und rechtlicher Zustand, alle Vorkommnisse von Erheblichkeit und alle von der Regierung getroffenen Maßnahmen haben ein unmittelbares Interesse für das Reich und berühren schon wegen ihres möglichen Einflusses auf auswärtige Beziehungen die dem Reichskanzler obliegenden Aufgaben. Es ist daher unerläßlich, daß der Reichskanzler nicht nur in ununterbrochener und vollständiger

Kenntnis von allem, was im Reichsland vorgeht, erhalten werden muß, sondern auch, daß die Regierung des Reichslandes zu allen Maßregeln von einiger Wichtigkeit sich des Einverständnisses des Reichskanzlers versichern muß. Die Regierung bedarf des sog. Unschädlichkeitsattestes, namentlich bei allen im Wege der Gesetzgebung zu treffenden Maßnahmen, d. h. der Bescheinigung des Reichskanzlers, daß vom Standpunkt der Reichsinteressen aus gegen die beabsichtigte Vorlage nichts einzuwenden sei. Der Reichskanzler hat daher gewissermaßen ein Veto gegenüber der Regierung des Reichslandes. Dazu kommt, daß der Reichskanzler den persönlichen Vortrag beim Kaiser und den unmittelbaren Verkehr mit den Mitgliedern des Bundesrates hat. Rechtlich sind zwar der kaiserliche Statthalter und der Staatssekretär des Ministeriums für Elsaß und Lothringen davon nicht ausgeschlossen; aber tatsächlich sind sie in der Regel nicht in der Lage, dieses Recht auszuüben. Endlich hat das besondere, noch näher zu besprechende Verhältnis des preußischen Staatsministeriums zu den Angelegenheiten Elsaß-Lothringens die Folge, daß der Reichskanzler oder sein Generalstellvertreter als Präsident des preußischen Staatsministeriums die Verbindung zwischen diesem und der Regierung des Reichslandes herstellt. Aus allen diesen Gründen ergibt sich, daß das Verhältnis der Regierung des Reichslandes zu der Regierung des Reiches wesentlich verschieden ist von dem Verhältnis der Bundesstaaten zu den Reichsorganen; ihre Verbindung ist eine erheblich engere und die Selbständigkeit der Regierung des Reichslandes eine geringere; eine wirklich freie Autonomie und Selbstverwaltung hat das Reichsland nicht. Es stehen zwei entgegengesetzte Prinzipien, die Trennung und die Vereinigung der Reichslandsregierung und der Reichsregierung nebeneinander, und es ist sehr begreiflich, daß in der Praxis daraus Zweifel und Unklarheiten sich ergeben, unter Umständen auch Differenzen.

3. Der Reichstag trat mit der Einführung der Reichsverfassung hinsichtlich der Landesangelegenheiten Elsaß-Lothringens in alle Funktionen ein, welche er in Reichsangelegenheiten auszuüben hat. Damit waren aber Uebelstände verbunden, welche sich bald fühlbar machten. Die weit überwiegende Mehrzahl der Abgeordneten konnte für das Detail der elsaß-lothringischen Gesetzgebung weder Verständnis noch Interesse haben. In dieser Beziehung unterschieden sich die sogen. inneren oder besonderen Angelegenheiten des Reichslandes nicht von denen der Bundesstaaten. So wenig der vom gesamten Reichsvolk in allen Teilen des Bundesgebietes gewählte Reichstag nach seiner Zusammensetzung geeignet ist, in württembergischen oder oldenburgischen Landesangelegenheiten maßgebende Beschlüsse zu fassen, ebensowenig ist er es hinsichtlich des Reichslandes. Für die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen war diese Zuständigkeit des Reichstages eine Herabsetzung im Vergleich mit den Bevölkerungen der Bundesstaaten und für den Reichstag eine unerwünschte Belastung. So wie man für die Verwaltung des Reichslandes dem Reichskanzler in dem Kaiserlichen Statthalter einen zweiten oder Spezial-Reichskanzler zur Seite stellte, so schuf man unter dem Namen Landesausschuß eine Spezial-Volksvertretung für die Landesangelegenheiten, gleichsam ein Surrogat des Reichstages. Dadurch wurde der letztere tatsächlich für die Landesangelegenheiten außer Tätigkeit gesetzt; der Landesausschuß übt alle Funktionen einer Volksvertretung ohne Ausnahme aus; er steht darin den Landtagen der Bundesstaaten vollkommen gleich. Die Konsequenz des Reichslandsbegriffes scheint völlig verlassen zu sein; der Landesausschuß scheint nach seiner Zusammensetzung und nach seiner Zuständigkeit nicht ein Organ des Reiches, sondern ein Organ des Reichslandes zu sein, als wäre es in Wahrheit ein Staat, und der wissenschaftlichen Theorie ist eine schwierige Aufgabe gestellt, das Wesen und die rechtliche Natur des Landesausschusses mit dem Begriff des Reichslandes in innere Uebereinstimmung zu bringen.

Aber auch hier stehen neben der, dem Wesen des Einzelstaates entsprechenden In-

stitution des Landesausschusses gewisse, dem Wesen des Reichslandes entsprechende Rechtssätze. Dahin gehört zunächst der wichtige Verfassungsgrundsatz, daß die Zuständigkeit des Reichstages rechtlich in den Angelegenheiten des Reichslandes fortbesteht, sogen. Landesgesetze daher im Wege der Reichsgesetzgebung erlassen werden können. Gesetz vom 2. Mai 1877 § 2 Absatz 1 und von 1879 § 21 Absatz 2. Dadurch kann die Opposition des Landesausschusses gegen Gesetzesvorschläge, deren Annahme nach Ansicht der Regierung im nationalen Interesse oder aus anderen Gründen erforderlich ist, gebrochen werden, wenn die Majorität des Reichstages zustimmt. Durch diese Möglichkeit wird ein politischer Druck auf den Landesausschuß ausgeübt; er ist weniger frei wie die Landtage der Einzelstaaten. Aber auf diese subsidiäre Zuständigkeit des Reichstages ist die Tragweite dieser Rechtsvorschrift nicht beschränkt. Es kann Angelegenheiten des Reichslandes geben, welche nicht zur verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Reiches gehören, welche aber aus irgend einem Grunde der auswärtigen oder inneren Politik von der Art sind, daß es wünschenswert erscheint, einen Beschluß des Reichstages darüber herbeizuführen. Unter Umständen entspricht es vielleicht sogar den Wünschen der Landesausschußmitglieder selbst, daß nicht sie, sondern der Reichstag mit einer gewissen Sache befaßt werden, da sie weder für die Annahme noch für die Ablehnung einer Vorlage die politische Verantwortlichkeit tragen wollen. Die Regierung hat die vollkommen freie Wahl, ob sie in Landesangelegenheiten den bundesstaatlichen oder den reichsländischen Weg der Gesetzgebung beschreiten, d. h. dem Landesausschuß oder dem Reichstag die Vorlage machen will. Wählt sie den letzteren Weg, so betrifft dies nicht nur die parlamentarische Körperschaft, welche mit der Angelegenheit befaßt wird, sondern es tritt hinsichtlich des gesamten Gesetzgebungsvorganges die Stellung Elsaß-Lothringens als Reichsland in die Erscheinung: die Verpflichtung des Kaisers zur Ausfertigung und Verkündigung des vom Bundesrat und Reichstag beschlossenen Gesetzes, die Gegenzeichnung des Reichskanzlers an Stelle der des Statthalters, die Verkündigung im Reichsgesetzblatt statt im Gesetzblatt für Elsaß-Lothringen, sowie die formelle Gesetzeskraft des Reichsgesetzes, d. h. der Rechtssatz, daß dieses Landesgesetz nur im Wege der Reichsgesetzgebung aufgehoben oder abgeändert werden kann. RG. vom 2. Mai 1877 § 2 Absatz 2. Zu praktischen Schwierigkeiten hat der doppelte Gesetzgebungsweg deshalb nicht geführt, weil die Regierung noch niemals Veranlassung hatte, in Landesangelegenheiten den Weg der Reichsgesetzgebung zu beschreiten, ausgenommen wenn die formelle Gesetzeskraft eines Reichsgesetzes dazu nötigte.

Ferner ist die Vorschrift des § 8 des Reichsgesetzes vom 25. Juni 1873 in Kraft geblieben, daß der Kaiser unter Zustimmung des Bundesrates Verordnungen mit gesetzlicher Kraft erlassen kann, wenn der Reichstag (!) nicht versammelt ist, an dessen Stelle der Landesausschuß im § 21 des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1879 nicht gesetzt worden ist.

Endlich ist für die Stellung Elsaß-Lothringens als Reichsland charakteristisch die Vorschrift des Reichsgesetzes vom 7. Juli 1887 (RGBl. S. 377): „Durch Kaiserliche Verordnung kann mit Zustimmung des Bundesrates angeordnet werden, daß eine durch Reichsgesetz erfolgte Abänderung reichsgesetzlicher Vorschriften, welche in Elsaß-Lothringen als Landesrecht gelten, für Elsaß-Lothringen landesrechtliche Anwendung finden soll."

Dieses Gesetz ist ein glänzendes Beispiel der Kunst, sich unverständlich auszudrücken; wer nicht weiß, was das Gesetz bedeutet, wird seinen Sinn aus seinem Wortlaut nicht leicht erraten. Es handelt sich um folgendes: Das Reichsbeamtengesetz ist in Elsaß-Lothringen für die Landesbeamten, welche in Wahrheit Reichsbeamte in der Reichslandsverwaltung sind, „als Landesgesetz" mit einigen Ergänzungen und Abänderungen eingeführt worden. Infolge dieser legislatorischen Finesse finden Abände-

rungen des Reichsgesetzes auf die reichsländischen Beamten nur Anwendung, wenn sie auch „landesgesetzlich" eingeführt werden. Hiernach könnte der Landesausschuß eine Anordnung ablehnen, welcher der Reichstag zugestimmt hat, und eine Ungleichheit in den Rechtsverhältnissen der reichsländischen Beamten und der übrigen Reichsbeamten herbeigeführt werden, für welche es an einem sachlichen Grunde fehlt. Dies soll durch das Gesetz vom 7. Juli 1887 verhütet werden. Auch hier erscheint ein Schwanken zwischen zwei verschiedenen Prinzipien. Die Einführung des Beamtengesetzes als Landesgesetz entspricht der Behandlung Elsaß-Lothringens, als wäre es ein Bundesstaat, die Inkraftsetzung reichsgesetzlicher Bestimmungen „als landesrechtliche" ohne Mitwirkung des Landesausschusses ist nur möglich, weil Elsaß-Lothringen Reichsland ist; für keinen Einzelstaat könnte das Reich eine solche Bestimmung erlassen.

4. Der Bundesrat ist diejenige Institution, durch welche die Reichslandseigenschaft am reinsten und vollkommensten zur Verwirklichung kommt. Hier gibt es keine inkonsequente Modifikation in der Richtung nach der Staatsqualität des Reichslandes. Die bisweilen geäußerte Ansicht, daß der Bundesrat hinsichtlich der elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten als Oberhaus fungiere oder ein solches vertrete, ist nicht nur deshalb unzutreffend, weil der Bundesrat, dessen Mitglieder nach den ihnen erteilten Instruktionen abstimmen müssen, überhaupt keine parlamentarische Körperschaft ist und eine solche auch nicht — wie etwa ein Staatsrat — in gewissen Beziehungen vertreten kann; sondern es liegt dieser Anschauung ein fundamentaler Irrtum zugrunde. Ein Oberhaus, gleichviel wie es zusammengesetzt ist, und selbst dann, wenn seine Mitglieder nicht nach ihrer individuellen Ueberzeugung, sondern nach Instruktionen abstimmen würden, ist ein Organ oder eine Institution des bestimmten Staatswesens, dem es angehört; es wird aus Elementen desselben gebildet, hat die Interessen der sozialen Klassen, Berufsstände, Körperschaften usw. dieses Staatswesens wahrzunehmen. Wenn man sich Elsaß-Lothringen als Staat vorstellt, so kann und muß man sich den Kaiser in Ausübung der Staatsgewalt, den Statthalter und die ihm untergeordneten Behörden, den Landesausschuß und den Staatsrat als Organe dieses Staates denken. Den Bundesrat aber kann man sich nicht als diesem Organismus eingefügt vorstellen; er reicht immer darüber hinaus und gehört einem Staatsorganismus höherer Ordnung an. Durch die Beschlüsse des Bundesrates erklärt stets die Gesamtheit der deutschen Bundesstaaten ihren Willen, ohne Unterschied, ob die Angelegenheit zur verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Reiches gehört oder eine „innere" Angelegenheit des Reichslandes ist. Nach der verfassungsmäßigen Stellung des Bundesrates als Figurant des Reichssouveräns, sowie nach seiner Zusammensetzung ist es ausgeschlossen, sich den Bundesrat als eine Institution des Reichslandes, also als ein Surrogat eines Oberhauses, zu denken. Die Zuständigkeit des Bundesrates erstreckt sich auf alle Angelegenheiten des Reichslandes; denn seine Zustimmung ist erforderlich zu allen landesrechtlichen Gesetzen und Rechtsverordnungen des Kaisers. Reichsgesetz vom 9. Juni 1871 § 3; vom 25. Juni 1873 § 3; vom 2. Mai 1877 § 1; vom 7. Juli 1887.*) Der Bundesrat hat ferner an der Feststellung des Landesetats mitzuwirken und die Entlastung der Rechnungen zu erteilen (Gesetz vom 2. Mai 1877 § 3), hierdurch also ein Mitbestimmungs- und Beaufsichtigungsrecht hinsichtlich der gesamten Landesverwaltung.

Bei der Ausübung dieser Funktionen des Bundesrates treten nun dieselben Unzuträglichkeiten ein, welche sich hinsichtlich des Reichstages geltend gemacht haben und zum Ersatz desselben durch den Landesausschuß führten. Der Bundesrat ist nach seiner Zusammensetzung und nach dem ihm zugrunde liegenden Begriff zur Behandlung der besonderen An-

*) Eine Ausnahme macht das Gesetz vom 13. Juni 1898 § 2.

***

gelegenheiten der einzelnen Staaten ungeeignet, und dies trifft auch auf die Landesangelegenheiten des Reichslandes zu. Wie ist es sachlich zu rechtfertigen, daß bei Regelung derselben die Regierungen aller deutschen Einzelstaaten ein Mitbestimmungsrecht haben? Welches Interesse haben Bayern und Sachsen, die thüringischen Staaten und die Hansestädte usw. daran, ob in Elsaß-Lothringen einige neue Gerichtsgebäude oder Gefängnisse gebaut, das Sparkassenwesen oder die Medizinalverwaltung geändert, die Gebühren der Steuereinnehmer neu reguliert, eine Flußkorrektion vorgenommen wird oder nicht? Für die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen aber muß diese Ausübung von Hoheitsrechten seitens der deutschen Bundesregierungen in Landesangelegenheiten Elsaß-Lothringens das Gefühl einer Bevormundung erregen, und da etwas Aehnliches in keinem anderen Teil des Reichsgebietes stattfindet, wird dies als eine Versagung der Gleichberechtigung, als eine Minderung der politischen Rechtsfähigkeit empfunden. Für die Regierung des Reichslandes ist die Notwendigkeit, die Zustimmung des Bundesrates zum Haushaltsetat und zu allen landesgesetzlichen Anordnungen herbeiführen zu müssen, eine nicht unerhebliche Erschwerung der Geschäftsführung, und die Regierung hat vielleicht ein noch lebhafteres Interesse als der Landesausschuß daran, daß in Landesangelegenheiten der Bundesrat ausgeschaltet wird.

Die Zuständigkeit des Bundesrates hat ferner eine besondere praktische Bedeutung für das Verhältnis Elsaß-Lothringens zu Preußen. Da alle Vorlagen an den Bundesrat, auch wenn sie elsaß-lothringische Landesangelegenheiten betreffen, nach der Reichsverfassung Vorlagen der preußischen Regierung sind, jedenfalls die preußischen Stimmen nicht gegen einen Vorschlag der kaiserlichen Regierung im Bundesrat abgegeben werden können, so muß jede Vorlage, welche der Kaiser, sei es in Reichsangelegenheiten, sei es in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten, im Bundesrat einbringt, von der preußischen Regierung vom Standpunkt der preußischen Staatsinteressen aus und nach den in Preußen bestehenden Einrichtungen und maßgebenden Tendenzen vorgeprüft werden. Die Instruktion der preußischen Bevollmächtigten zum Bundesrat ist ein Regierungsgeschäft Preußens, nicht des Reiches; der König von Preußen bedarf dazu des verantwortlichen Rates des preußischen Staatsministeriums; der Kaiser kann daher nicht in Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen Anträge an den Bundesrat richten, bevor ihm der Bericht des preußischen Staatsministeriums hinsichtlich der Abgabe der preußischen Stimmen im Bundesrat erstattet worden ist. Daraus ergibt sich eine Art von Vetorecht der preußischen Regierung gegen alle Vorschläge in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten, ein Recht der Einmischung in die Landesverwaltung, ein Prüfungsrecht des elsaß-lothringischen Etatsentwurfs, also der gesamten Staatswirtschaft des Reichslandes. Diese Beteiligung der preußischen Regierung an der Regierung des Reichslandes ist eine indirekte oder vielmehr latente, und es ist aus diesem Grunde erklärlich, daß sie von Politikern und Publizisten, welche die Verfassung des Reiches und Elsaß-Lothringens nicht genau kennen, nicht wahrgenommen wird; aber sie beruht nicht bloß auf theoretischer Spekulation, sondern sie macht sich in der Praxis tatsächlich sehr bemerkbar. Sie ist die notwendige Folge der Zuständigkeit des Bundesrates in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten und der Identität des Kaisers und des Königs von Preußen. Diese indirekte und latente Einwirkung des preußischen Staatsministeriums auf die elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten würde von selbst wegfallen, wenn diese Angelegenheiten der Zuständigkeit des Bundesrates entzogen werden würden. Das gleiche gilt natürlich auch von den anderen Bundesregierungen; aber abgesehen von der größeren Stimmenzahl und dem überwiegenden Einfluß Preußens besteht der Unterschied, daß die anderen Regierungen zu einem Antrage in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten erst Stellung nehmen,

nachdem er im Bundesrat eingebracht worden ist; die preußische Regierung dagegen vorher, so daß er überhaupt nicht vorgelegt wird, wenn sie entscheidende Bedenken dagegen erhebt. Auch ist es aus tatsächlichen Gründen ausgeschlossen, daß irgend eine andere deutsche Staatsregierung einen so großen Einfluß auf die elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten ausüben könnte wie die preußische. Die Aufhebung der Zuständigkeit des Bundesrates in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten würde daher in gewissem Sinne eine Emanzipation des Reichslandes von Preußen sein. Daß die Regierungsrechte des Kaisers verstärkt werden, wenn ihre Ausübung nicht mehr an die Zustimmung des Bundesrates gebunden ist, und daß die Stellung des Kaiserlichen Statthalters und des Staatssekretärs unabhängiger wird, wenn die Vermittlung des Reichskanzlers mit dem Bundesrat nicht mehr erforderlich ist, bedarf kaum der Erwähnung. Würde die Zuständigkeit des Bundesrates in den Landesangelegenheiten mit Einschluß des Etats aufgehoben werden, so würde das Reichsland tatsächlich den Bundesstaaten gleichgestellt und zum Kronland des Reiches gemacht werden, wenngleich die theoretische Konstruktion seines Verhältnisses zum Reich immerhin eine andere bliebe.

Der Durchführung dieser Maßregel, welche im Reichsland gewiß sehr beifällig aufgenommen werden würde, stehen aber zwei sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegen, eine reichsrechtliche und eine landesrechtliche. Jede Schmälerung der Rechte und Befugnisse des Bundesrates ist zugleich eine Verringerung der Rechte der Einzelstaaten. Die souveräne Staatsgewalt über das Reichsland steht der Gesamtheit der deutschen Staaten zu, welche ihren Anteil an der Reichsgewalt durch ihre Stimmen im Bundesrat ausüben. Mag man den politischen Wert des Mitbestimmungsrechtes in den Landesangelegenheiten Elsaß-Lothringens hoch oder gering schätzen; jedenfalls kommt in demselben zum Ausdruck, daß alle deutschen Staaten an dem Besitz der Staatsgewalt über das Reichsland beteiligt sind und daß diese Staatsgewalt einen weiterreichenden Inhalt hat als die verfassungsmäßigen Rechte des Reiches über die Bundesstaaten. Die Aufhebung des Zustimmungsrechtes des Bundesrates zu Landesgesetzen und kaiserlichen Verordnungen setzt daher einen Verzicht der Bundesstaaten auf diese Rechte voraus. Dem Begriff des Reichslandes einerseits und dem Verfassungsprinzip des Deutschen Reiches andererseits entspricht der Ausschluß der Einzelstaaten von einem Teil der dem Reich zustehenden Rechte nicht. Es ist daher sehr fraglich, ob der Bundesrat einem Reichsgesetz — denn ein solches wäre selbstverständlich erforderlich — zustimmen würde, durch welches ihm ein immerhin bedeutungsvolles Recht genommen werden würde.

Die andere Schwierigkeit besteht darin, für den Bundesrat einen geeigneten Ersatz im Reichsland selbst zu schaffen. Es könnte dies wohl nur dadurch geschehen, daß an die Stelle des Staatsrates, welcher nur begutachtende Funktionen hat, eine erste Kammer gesetzt wird. Eine solche hat aber nur dann Wert, wenn sie selbständig soziale, wirtschaftliche und politische Interessen neben oder gegenüber der aus Wahlen hervorgehenden zweiten Kammer vertritt. Eine bloße Doublierung oder Spaltung der Volksvertretung in zwei Körperschaften ist politisch nicht von Bedeutung und nur eine Erschwerung für die Erledigung der parlamentarischen Geschäfte. Es erhebt sich daher die Frage, ob in Elsaß-Lothringen diejenigen Elemente, aus denen ein Oberhaus von Widerstandskraft hervorgehen kann, in genügendem Maße vorhanden sind. In Elsaß-Lothringen gibt es keine angestammte Dynastie, deren Geschichte mit der des Landes verwebt ist; die Zahl der einheimischen Familien von altem Adel, welche bei der Bevölkerung nach einer von alten Zeiten her überlieferten Tradition in besonderem Ansehen stehen, ist gering; der Großgrundbesitz ist infolge der französischen Gesetzgebung bis auf wenige Ausnahmen verschwunden. Die großen industriellen Unternehmungen, welche in Lothringen und im Oberelsaß von größter wirtschaftlicher Bedeutung sind,

werden mehr und mehr in unpersönliche Aktiengesellschaften umgewandelt, deren Mitglieder außerhalb des Reichslandes wohnen oder wohnen können. Auch darf man sich nicht verhehlen, daß viele Männer von Reichtum, Bildung und Ansehen nach ihrer Familientradition, ihren verwandtschaftlichen Beziehungen und persönlichen Neigungen deutschem Wesen, deutscher Literatur, Kunst und Sprache, überhaupt deutschem Volkstum noch fernstehen und deshalb nicht geeignet sind, auf die Gesetzgebung und Verwaltung eines deutschen Staatswesens einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Trotzdem besteht natürlich die Möglichkeit, ein Oberhaus für das Reichsland zusammenzusetzen. Vertreter der größeren Städte, der Landwirtschaft, der Handelskammern und Gewerbekammern, der Kirchen, der Universität, einzelne hohe Beamte und eine Anzahl aus Allerhöchstem Vertrauen berufene Personen können zu Mitgliedern gemacht werden. Wenn man sich mit der bloßen Form des Zweikammersystems begnügen will, so kann diese leicht hergestellt werden; ein Oberhaus aber, welches Ansehen beim Volk, Widerstandskraft gegenüber dem Landesausschuß und Autorität gegenüber der Regierung hat, läßt sich durch Gesetzesparagraphen nicht schaffen. Die künstliche und verwickelte Art, in welcher gegenwärtig der Landesausschuß gebildet wird, kann auf die Dauer wohl kaum beibehalten werden; eine Reform desselben wird aber nur möglich sein in der Richtung auf ein allgemeines und direktes, vielleicht proportionelles, Wahlrecht. Mit demselben ist die Gefahr verbunden, daß die beiden im Reichsland sehr einflußreichen demagogischen Parteien, die Klerikalen und die Sozialdemokraten, im Landesausschuß die überwiegende Majorität erhalten. Um so unentbehrlicher wäre in diesem Falle ein Oberhaus, welches ein wirkliches Gegengewicht bildet, eine Opposition gegen den Landesausschuß nicht scheut und von dem unberechenbaren Ausfall von Wahlen nicht abhängig ist. Nur wenn ein solches Element dem Verfassungsorganismus Elsaß-Lothringens eingefügt wird, kann das Reichsland hinsichtlich der Autonomie und Selbstverwaltung ohne Gefahren für die Interessen des Deutschen Reiches den Bundesstaaten gleichgestellt werden. Es ist einzuräumen, daß die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen friedliebend und gehorsam gegen die deutschen Behörden ist, daß sie sich in die neuen Verhältnisse eingelebt hat und daß sie die staatsbürgerlichen Pflichten erfüllt; aber zurzeit fehlt noch das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und nationaler Kulturgemeinschaft, überhaupt das Bewußtsein, ein Teil des deutschen Volkes zu sein. In dem Mangel nationaldeutscher Gesinnung und nationaldeutscher Kultur in weiten Kreisen der Bevölkerung liegt das wirkliche Hindernis einer Verfassungsänderung Elsaß-Lothringens. Es kann sich nicht darum handeln, den Elsässern oder den Lothringern ihre Eigenart und Stammeseigentümlichkeit zu nehmen; dieselbe ist im Gegenteil zu schonen und zu pflegen; die Sorge vor der „Verpreußung“ ist nicht nur unbegründet, sondern lächerlich und nichts als ein Mittel der Agitation. Aber erst wenn durch die Schule und Kirche, durch Handelsbeziehungen und geistigen Verkehr und namentlich durch verwandtschaftliche Familienverbindungen die nationale und kulturelle Verschmelzung der Bevölkerung des Reichslandes mit dem deutschen Volke hergestellt sein wird, wird das Verlangen, „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern“ tatsächliche Erfüllung finden können. Die Germanisierung Elsaß-Lothringens in dem erwähnten Sinne ist der richtige Weg zur Erlangung staatlicher Selbständigkeit; denn nur auf der Grundlage nationaler Gemeinschaft kann der Partikularismus der einzelnen Volksstämme sich entfalten.

Was eine Weltreise lehrt. Von Andrew Carnegie.

Eine Reise um die Welt ist ein Genuß, der sich mit keinem andern vergleichen läßt. Derselbe Weg über die weiten Meere braucht nicht zum zweiten Male gemacht zu werden: Je weiter wir uns von Hause entfernen, desto näher kommen wir wieder unserer Heimat. Jeder Tag fort von unseren Lieben ist auch ein Schritt zu ihnen. Ich glaube kaum, daß irgend eine Reise in einem bestimmten Teil der Erde einen so sehr die Welt und die Menschen als ein Ganzes empfinden läßt. Man muß rund um den Erdball kommen, um heimzukehren mit einer freien und richtigen Schätzung des Menschen, seines Tuns, seines Fühlens und Denkens. Nirgends auf seinen Wanderfahrten durch die sogenannten heidnischen Länder wird der Reisende so viel Verworfenheit und Elend finden, wie ihn in seiner christlichen Heimat angrinst, nirgends sind die Gegensätze zwischen Reich und Arm so in die Augen springend, wie daheim.

Wenn er beobachten gelernt hat, wird er zum zweiten finden, daß im Grunde sehr wenig dazu gehört, um die Menschen glücklich zu machen, und daß der Zweck, der Wert des Lebens, um den man kämpft, im allgemeinen innerhalb des Möglichkeitsbereiches der großen Masse liegt. Haben Sie schon einmal die Lebenswerte vorgenommen und daran gedacht, wie wenig doch der Millionär mehr besitzt als der Bauer und wie oft die Vermehrung seines Reichtums nicht sein Glück, vielmehr sein Unglück ist? Was ist die Auslese des Besten, was wir in der Welt essen können? Einfaches Ochsenfleisch, gewöhnliches Gemüse, und die beste von allen Früchten: der Apfel; der echte Nektarsprudel frei für alle aus der Quelle; alles, was unser Menschengeschlecht darüber hinaus ißt und trinkt, ist minderwertig, wenn nicht geradezu schädlich im Vergleich damit. Die Kleidung, die der Mann, oder vielmehr die Frau, trägt, wird durch Aufputz immer unbequemer und teurer, und doch ist kein Schmuck so wunderbar wie eine einfache Blume im Haar, die sich jedes Dorfmädchen anstecken kann, wenn sie sie nur pflückt. Aus allem andern, womit sich die Frauen noch überladen, quillt nur Unbehagen und Unglück. Soviel über Wohlbefinden und Glück, was Essen, Trinken und Kleidung anlangt.

Wenn wir weiter fragen nach den höheren Genüssen und Annehmlichkeiten des Lebens, so haben wir vor allem die Musik. Aber wo gibt es eine, die an Zauberkraft sich vergleichen könnte mit dem Rauschen der Wogen, die sich an den Felsen brechen, das mächtiger in unserer Seele widerklingt als Orgelton? Oder gibt es eine zartere, feinere Musik als das Murmeln des Bächleins, dessen melancholische Töne jeden Augenblick und ohne Aufhören die Sinne dessen umschmeicheln, der Sinn und Gemüt besitzt, ihnen zu lauschen, während in den Lüften die Lerche trillert und der Zephir unter den Bäumen seine himmlische Begleitung spielt? —

Wir geben Vermögen aus für Gemäldegalerien, aber was sind die winzigen gemalten Kopien im Vergleiche mit den großen Originalen: den Bergen und Schluchten, den Strömen und Wasserfällen, den fruchtbaren Feldern, den saftigen Wiesen und der silbernen See? Das sind die kostbarsten Stücke der Welt-Gemäldegalerie. Das gemeinsame Eigentum aller Menschen, auch des niedrigsten, wenn er nur Augen hat, zu sehen, und die so frei ist wie die Luft, die wir atmen. Wir legen Treibhäuser an und geben Tausende aus für Orchideen, aber welches Lächeln der Natur kann sich vergleichen

mit dem der Rose oder Nelke, der Marguerite, der Glockenblume oder dem Vergißmeinnicht, das für alle Erdenkinder blüht, das auf dem Fensterbrett des Arbeiters wächst und ihn grüßt, wenn er in seine Hütte tritt. Wir sehen den Reichen in seinem Wagen über das Land fahren, aber noch glücklicher ist, der an den Heckenzäunen dahinschlendert. Die Dame, die ihre Blumen züchtet im überhitzten Treibhaus, weiß nichts von dem freudigen Entzücken ihrer glücklicheren Schwester, die ihre Lieblinge in den Bergtälern findet.

Meine Freunde, denken Sie einmal über diese Wahrheit nach: Je mehr wir in der Natur leben, desto mehr schöpfen wir aus ihr, desto näher drückt sie uns an ihren Busen, desto süßer ist ihr Kuß. Wenn man sie vernachlässigt um minderwertiger Surrogate willen, dann sind Enttäuschungen und Lebensunlust nur die gerechte Strafe. Die Mehrzahl der Menschen könnte überall auf dem Erdenrund glücklich sein, weil ihre Genüsse in so weitem Umfange aus Quellen fließen, die für alle offen daliegen. Man braucht die Reichen nicht zu beneiden, denn „wahres Glück läßt sich nicht um Geld kaufen". Verbrauchen wir es zu unserem eigenen Vergnügen, so schädigt es uns selbst, protzen wir damit, so verursachen wir nur Kummer und Aerger; häufen wir es auf, so engt es die Seele ein. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß man Reichtum nicht zu egoistischen Zwecken verbrauchen kann, ohne dafür büßen zu müssen. Es gibt nur eine Quelle wahren Segens des Reichtums, und diese ist, wenn wir ihn ausgeben, um unsere Brüder emporzuheben, um sie an unseren Fortschritten Anteil nehmen zu lassen. Die Natur ist im Grunde genommen wunderbar kommunistisch veranlagt. Gott segne sie dafür! Sie sieht darauf, daß alles hübsch gleich geteilt wird und läßt die Menschen zusammenscharren, soviel sie mögen.

Ein anderer Gewinn aus einer Reise um die Welt ist nach meiner Ansicht die Durchdringung mit dem Gefühl, „alle Menschen seien Brüder", von der Einheit der Rasse, das durch Weltreisen die herrlichste Bestätigung erhält. Denn in allen Ländern gilt dasselbe als Tugend, herrschen die gleichen Laster, sind alle Menschen in ihren Prüfungen, Freuden und Leiden die gleichen, mögen sie in Benares oder Kioto oder London oder New York leben. Unter den Japanern, Chinesen, Singalesen, Indiern, Aegyptern, allüberall traf ich gute Menschen, Menschen mit reiner Lebensführung, hohem Sinn und großen Taten. Wie können wir deshalb uns noch länger abseits halten und im Glauben leben, unser Land und unser Volk sei ein von Gott auserwähltes? Nein, wirklich nicht! Wir sehen jetzt klarer denn je, daß alle Kinder dieser Erde unter derselben göttlichen Ordnung leben, daß für alle und jeden das Gesetz gilt, daß sich zu allen Zeiten das Höhere aus dem Niederen entwickelt, das Gute aus dem Bösen, und daß sich langsam, aber sicher, die Schlacke vom reinen Golde lostrennt, das alles Schädliche zersetzt und nur bestehen läßt, was den Menschen eine Wohltat ist. Früher dachten wir, daß wir Gegenstand einer besonderen Fürsorge seien, jetzt wissen wir, daß jedes Volk in seiner Zeit und Umgebung, wo es sich auch befindet, die gleichen Anlagen hat, die es — von den äußeren Umständen unterstützt oder gehemmt — leicht oder mühevoll zu werten sucht. Ebenso wie der einzelne, gleich, weß' Stammes er sei, einen bestimmten Zweck im Leben zu erfüllen hat, daß „jeder Grashalm seinen eigenen Tropfen Tau hat und eigene Frucht bringt nach seiner Art".

Sogar der Hindu in Indien, der Malaye auf dem Archipel — und diese scheinen unter den schlechtesten Bedingungen zu leben — jeder von ihnen glaubt täglich und stündlich Ursache zu haben, sein gütiges Geschick zu segnen und aufrichtig und aus tiefstem Herzen der gütigen Vorsehung zu danken, daß sie ihn sein Leben an diesem lieben Orte führen ließ und nicht in dem feuchten nebligen England oder in dem Eis und Schnee von Amerika. Auch Vaterlandsliebe ist keine speziell westliche Tugend. Einerlei, wer oder wie es ist, der Orientale besingt sein Heimatland und sein Volk und glaubt, daß es bei den Göttern in besonderer Gunst stehe. Nationen sind wie Individuen: Keine ist ganz gut und keine ist ganz schlecht. In allen Landen ist eine unsichtbare Macht am Werk, das Höhere aus dem Niederen zu entwickeln und alles unaufhörlich zu veredeln, so daß der Reisende in jedem Lande nicht nur viel zu loben und zu bewundern findet — er sieht sich auch mit jedem Tage toleranter und liberaler werden.

Der beispiellose Erfolg, der von den westlichen Nationen in den vergangenen Generationen ausgegangen ist, und von der gegenwärtigen noch immer ausgeht, mit dem wir immer prahlen, ist für die ganze Welt bestimmt. Wo immer wir auch gewesen sind, immer begegnet uns dasselbe. Ueberall gibt es Fortschritt, nicht nur materiellen, sondern auch intellektuellen, und mit Riesenschritten geht es vorwärts. Unsere alten Mitbürger wollen immer einen Vergleich ziehen zwischen den Tagen ihrer Jugend und dem Fortschritt, den unsere heutige Jugend gemacht hat. Es ist manches anders geworden, wie es ehedem war. Aber ich sah kein Volk, das rückwärts gegangen wäre, Aegypten etwa ausgenommen, das sich jetzt in einem Uebergangsstadium befindet und zuletzt doch beweisen wird, daß es keine Ausnahme von dieser Regel gibt. Die ganze Welt befindet sich in ununterbrochener Bewegung und bewegt sich immer in der Richtung nach vorwärts und aufwärts; die Gegenwart ist besser als das, was gewesen, und die Zukunft wird besser sein als das Heute. Das Gesetz der Entwicklung, des Höheren aus dem Niederen, kommt durch eine Reise um die Welt nicht ins Wanken, und wir wissen, was in der ganzen Welt vorgeht, von New York rund um den Erdball bis wieder zurück nach New York, das erfüllt mich heute morgen, wo ich diese Betrachtung mache, mit Freude.

Deshalb also, meine Freunde, gehen Sie alle, die Sie so gestellt sind, sich diesen Vorzug gestatten zu können, gehen Sie in die Ferne! Gehen Sie und sehen Sie selbst, wie sehr wir durch Vorurteile gebunden sind, wie unsicher und voller Widersprüche viele unserer Urteile sind, und wie sehr alles ausgeglichen ist. Keine Nation hat das Beste von allem, keine ist ganz bar irgend welcher Vorzüge, und kein Volk oder Stand oder Nation ist so unglücklich, daß es mit irgend einem anderen tauschen wollte. Auch werden Sie sehen, daß es in jedem Volke und jeder Gesellschaft eine große Zahl durch hervorragende Charakterzüge ausgezeichneter Persönlichkeiten gibt, die den Besten unter uns an die Seite gestellt werden können. Daß es überall Männer gibt, die tieferstehenden und gewöhnlicheren Naturen als nachahmungswürdige Muster hingestellt werden können.

Arbeite jeder an sich, anstatt in übermütigem Chauvinismus sich in seinem eigenen Glanz zu sonnen — —.

Frühling.

Die Sonne wohnt nun wieder auf dem Domplatz,
und Kinder spielen um den alten Brunnen; . .
ein Taubenvolk glänzt kupfern vor den Stufen,
und schwer wie Schwämme, die ganz vollgesogen
mit Licht sind, schweben Wolken. Es ist Frühling.

An einem offnen Fenster auf dem Domplatz
sitzt alle Tage nun ein blasses Fräulein . .
Sie sieht nicht Wolken, nicht die schönen Tauben, —
die muß für Frau'n, die wenig von ihr wissen,
den ganzen Tag lang bis tief in die Nacht
Kostüme dichten, seidne Hüte putzen,
und kalt und streng sind immer ihre Züge, —
nur manches mal, wenn unter ihrem Herzen
ihr Kind, das keimende ganz leise pocht,
als tastete nach Licht das dumpfe Seelchen, —
dann glüh'n die bitteren Lippen. Es ist Frühling.

Der Kranke.

Ich liege still im stillen Haus,
ich bin vergraben im Winterwald,
vor meinem Fenster im Nebelbaum
grüßt ein Rabe jeden Morgen . .

Dies ist nicht mein einziger Freund, —
es wird manchmal dunkel am Tage,
dann kommen die lieben Schneefinken
vom Berg heruntergeflattert . .

Das sind die grauen Vögel,
die den Sturm verkünden, —
sie flüchten sich an mein Fenster,
wenn oben der Tod sie bedroht . .

Es dämmert, nun kommt meine Schwester,
sie singt und entzündet die Lampe,
sie hat eine sanfte Stimme,
doch ich, ich fürchte sie heimlich . .

Meine Schwester hat einen Schneefinken
ans Fenster gelockt und erdrosselt,
der prangt nun auf ihrem Hute, —
noch weckt mich sein Angstruf bei Nacht.

Oft setzt sich am Abend ein Fremder
zu mir und behorcht meine Brust,
meine Schwester umflüstert ihn leise,
er zuckt mit den Schultern und schweigt.

Die Nächte sind manchmal so schaurig,
es gehen die Türen von selber,
dann tritt mit tiefer Verbeugung
ein weißes Fräulein ins Zimmer.

Sie scheint mir zu lächeln von ferne,
doch wenn sie näher schleicht,
dann sieht sie ganz wie die Toten aus,
ihre Augen sind ohne Blick . .

Mein Atem wird immer kürzer,
wenn die weiße Hand nach mir tastet. —
Ich sehne mich nach der Frühe,
nach dem schönen lebendigen Raben . . .

Hans Carossa.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Die Zeiten, da der mit einem sicheren Gefühl für Kunst und Qualität begabte Kritiker in den Berliner Ausstellungen Entdeckungen über Entdeckungen machen konnte, sind vorüber. Wo gibt es Talente und anständige Mittelmäßigkeiten, die noch nicht gewürdigt wären? Die betriebsamen Nachläufer der Meinungen schaffenden Kritik haben dem nichtsahnenden Publikum sogar eine Anzahl von offenbaren Impotenzen so lebhaft empfehlen können, daß deren Namen kaum weniger gut bekannt sind als die der wirklichen Meister. Auf diese Weise ist schließlich wieder einmal eine recht bedenkliche Verwirrung der Begriffe herbeigeführt worden, und wenn es der ernsthaften Kritik im Augenblick vielleicht an Gelegenheit fehlt, neue, in eigenem Licht erstrahlende Gestirne am Kunsthimmel zu entdecken, so kann sie diese Pause aufs nützlichste damit ausfüllen, daß sie sich bemüht, von neuem die Verhältnisse richtigzustellen, aus denen sich die Bewertung künstlerischer Leistung verständigerweise ergeben sollte.

Man braucht zu diesem Zwecke gar nicht einmal den so oft mit Verachtung genannten „Geschmack des Publikums" als Faktor auszuschalten. Das wirklich kunstfreundliche Publikum hat sogar einen ganz vortrefflichen Geschmack; und wer sich das Vergnügen macht, diesen Geschmack in Bewegung zu halten, ihn mit genügender Vorsicht in Berührung mit den Erscheinungen der neuesten Kunst zu bringen, muß bemerken, daß auf dessen Boden die gesundesten Urteile wachsen. Wie viele Enttäuschungen wären der modernen Kritik erspart geblieben, hätte sie sich zuweilen auf die Seite des Publikums, auf die der Kunstkonsumenten gestellt! Denn, wenn diese auch gegen jede ihnen nicht geläufige künstlerische Ausdrucksweise anfänglich revolutionieren, so verfügen sie doch meist über einen untrüglichen Instinkt für das innerlich Wahre und für gesunde Empfindung. Ein Blagueur wird nie ihre Neigung gewinnen. Haben sie sich erst einmal durch die ungewohnte Technik eines Künstlers hindurchgesehen und hinter jener einen warm und natürlich fühlenden Menschen entdeckt, so ist ihre Anerkennung für diesen auch nicht so leicht zu erschüttern, wie die mancher Kritiker, für die ein Künstler häufig nur so lange bewunderungswürdig ist, als er als kühner Neuerer gilt. Das Publikum wird Liebermann, die Impressionisten und van Gogh noch hochhalten, wenn diese Meister für die Kritik längst erledigt sind; aber es wird niemals etwas übrig haben für die gezierte Art der Maurice Denis, Fernand Khnopff, Klimt u. a.

Allerdings: der Sinn des Publikums für das Gesunde und Natürliche läßt es auch einmal einen Künstler schätzen und lieben, der im Vertrauen auf die konservative Gesinnung der Kunstfreunde sich aus Bequemlichkeit die Mühe des Höherklimmens schenkt. Ein solcher Künstler ist der als Pariser gestorbene Norweger Fritz Thaulow gewesen, von dem Ed. Schultes Kunstsalon eine Nachlaßausstellung bringt. Er begann mit Bildern aus seiner Heimat, in denen er deren Natur, wie er sie vor den Toren Christianias fand, unendlich schlicht und fein geschildert hat. Seine Winterlandschaften mit dem Schnee auf den kleinen roten Holzhäusern und auf halbgefrorenem Wasser im klaren Schein der Wintersonne oder am Abend, mit denen er sich den Parisern vorstellte, gefielen diesen ebenso sehr wie die Person des Künstlers, die eine Atmosphäre frischen, gesunden Germanentums mit sich trug. Blanche und Roll haben damals die sympathische Erscheinung des blondbärtigen, blauäugigen Nordländers in Bildnissen verewigt. Und der so gut aufgenommene Thaulow blieb in Paris, entschlossen, dort die höchsten Staffeln des Künstlerruhms zu erreichen. Anfangs ging auch alles ganz gut. Der Maler profitierte von den Erfahrungen und der Arbeitsweise seiner Pariser Kollegen,

und anstatt des nordischen Winters malte er den Sommer in der Bretagne. Es gibt eine stattliche Zahl ausgezeichneter Bilder von ihm aus dieser Zeit. Die schönsten davon sind vielleicht die, in denen er Mondscheinnächte in den Straßen und auf den Plätzen kleiner Städte schildert. Technisch höchst interessante Stücke, in denen das herausgeriebene Korn der Leinwand den dunklen Farben einen wunderbaren Schimmer und Duft und eine erstaunliche Lebendigkeit verleiht. Der Erfolg dieser gefühlvollen und doch eminent künstlerischen Leistungen war Thaulows Unglück. Der Kunsthandel wurde auf ihn aufmerksam. Jedes seiner Bilder fand einen Abnehmer. Anstatt nun diese Gelegenheit zur Steigerung seiner Fähigkeiten zu benutzen, stellte sich der Maler allzu schnell in den Dienst der günstigen Konjunktur und entwickelte eine unheimliche Produktivität. Ein paar Jahre lang hielt sein Talent aus. Dann wurde es durch Routine abgelöst, und damit diese nicht allzu offenbar wurde, ging der Künstler auf Reisen. Er sah Italien und Spanien und ist auch wieder in Norwegen gewesen. Im Grunde aber hat er auch in den Ländern des Südens nichts anderes gemalt als in der Bretagne: alte Brücken und Straßen und spiegelndes Wasser, sonnige Tage und schimmernde Nächte. Eine Studie, in der er einmal etwas anderes versucht hat — sie zeigt eine Wand aus der Kathedrale von Bourgos —, hielt er sorglich in seinem Atelier zurück. Sie ist nun hier und verrät, daß er im Laufe der Jahre wirklich verlernt hatte, der Erscheinungswelt besondere Feinheiten abzusehen. Man hat dieses Herabsinken Thaulows zu einem geschickten Bilderfabrikanten schon seit vielen Jahren beobachten können; aber es ist niemals deutlicher zutage getreten als in dieser Nachlaßausstellung, die wenig mehr ist als eine Motivensammlung, aus welcher der Maler das inhaltliche Material für seine Bilder schöpfte. Und diese hatten durch die Art der Ausführung immerhin noch Vorzüge, die diesen flüchtig abgeschlossenen Studien meist fehlen.

Aeußerliche Geschicklichkeit ist auch das Kennzeichen der Kunst des Fürsten Troubetzkoy, mit dessen Arbeiten Schulte ebenfalls einen ganzen großen Saal gefüllt hat. Aber dieser Russe mit den internationalen Allüren hat sich zu halten gewußt, hat sein Talent nicht durch übermäßiges Produzieren ruiniert. Er gilt als ein Impressionist der Plastik, weil seine Arbeiten den Eindruck des flüchtig Entstandenen, des oberflächlich Fertigen machen. Man tut Troubetzkoy hierin jedoch wohl einiges Unrecht. Sein Impressionismus ist gar kein solcher; denn er hat nichts zu tun mit der Absicht der wirklichen Impressionisten, die Natur unter der Wirkung des bewegten Lichtes zu fassen und darzustellen. Der russische Bildhauer besitzt zwar ein sehr zuverlässiges Formengefühl, aber seine Psychologie reicht nicht sehr weit, und nun sucht er diesen Mangel, wie manche Porträtmaler auch, wettzumachen durch Bravour des Vortrags. Indem er die Meinung erweckt, daß seine Schöpfungen Kinder des Augenblicks seien, weicht er dem Vorwurf der mangelnden Tiefe aus. Seine geistreiche Mache tritt in der Regel da ausgleichend ein, wo er dem Geiste seines Objektes nicht gerecht werden kann. Sobald Troubetzkoy ein Modell vor sich hat, dessen Eigenschaften seiner natürlichen Begabung, das Individuelle in Haltung und Bewegung einer Person ganz stark zu empfinden, entgegenkommen, ohne Ansprüche an geistiges Erfassen zu stellen, verzichtet er auch meist auf die flotte Skizze und gibt solide Form. Glänzende Beispiele für diese Behauptung sind in Schultes Ausstellung die wahrhaft magistralen Statuetten des typischen vornehmen jungen Engländers Morell und des rassigen, aristokratischen Italieners Savarese. Wie auffällig gut sind in solchem Falle die Köpfe behandelt und durchgeführt! Aber der fürstliche Bildhauer hat sich auch an Darstellungen von Rodin, Anatole France, Tolstoi und Minister Witte gewagt; und da er die geistige Bedeutsamkeit dieser Leute nicht geben kann, bleibt er vorsichtig in der Skizze und bei der nichtssagenden Statuette und sucht das Charakteristische der Persönlichkeiten allein durch irgendwelche Haltung

und Gebärde auszudrücken. Daß er damit gerade in diesen Fällen nicht befriedigt, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber wie gelingen ihm wieder Frauen! Mit seinem feinen Instinkt für Vornehmheit, Anmut und Eleganz wird er ihnen fast immer vollkommen gerecht. Und Hunde und Pferde finden in ihm einen Darsteller von größter Intimität. Während Troubetzkoy in Plastiken größeren Umfangs sonst fatal an gewisse moderne Italiener erinnerte — ein älteres Werk „Kind mit Hund" bezeugt das hier —, überrascht er in dieser Ausstellung mit einer Arbeit, die trotz genrehafter Auffassung etwas Großes und Ruhiges in der Form hat. Es ist das lebensgroße Porträt oder Denkmal eines Herrn Bruyère, eines bärtigen Mannes in mittleren Jahren, der breitbeinig bequem in einem Sessel sitzt, den rechten Arm um dessen Rücklehne geschlungen, die linke Hand auf dem Knie. Den Kopf hat der Dargestellte ein wenig zurückgeworfen, als ob er auf jemand hört. In diesem Werk ist äußerlich gar nichts Skizzenhaftes, aber viel Momentanes, viel Leben und dabei eine geradezu glänzende Behandlung der Form. Große Flächen, die bei einem modernen Kostüm ja selbstverständlich sind; aber alles lebhaft. Dieser sitzende Bruyère bedeutet für Troubetzkoy einen starken Fortschritt. Und auch die lebensgroße Büste Bernard Shaws dürfte als solcher anzusprechen sein. Das Kleinliche, Spitzige, Boshafte dieses Geistes lag der Begabung des russischen Künstlers anscheinend ausgezeichnet.

Das Künstlerhaus tischt seinen Besuchern eine großmächtige Kollektion von Bildern Charles Cottets auf. Wenn man sehr viele Werke dieses französischen Malers beisammen sieht, bemerkt man wohl, daß er nicht einer von den Ersten ist; aber man hat doch den Eindruck einer Persönlichkeit. Es ist sehr schade, daß Cottet neuerdings die Neigung zeigt, diese hintenanzusetzen, um auf der Höhe der Modernität zu bleiben. Er war nie mehr an seinem Platze, als da er sich auf Ouessant bei den Fischern niedergelassen hatte und deren Leben beobachtete und darstellte. Der robuste Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht und dem roten Bart schien einer von den ihren, und so hat er wohl Dinge zu sehen bekommen, zu denen andere, städtischere Maler gar nicht gelangten. Auch seine schwärzlichen Farben, die alle bäuerische Buntheit geben konnten, ohne zu schreien, paßten vortrefflich zu den Vorwürfen, die ihm das halb eintönige, halb traurige Dasein dieser Menschen für seine Bilder bot. Bei diesen Fischern hat die Gefahr des Berufes die Liebe zur Scholle gesteigert, Familiensinn, Frömmigkeit, uralte Gebräuche und Trachten und Einfachheit erhalten. Da gibt es Wallfahrten, an die sich ein reichliches Tafeln im Grünen anschließt, Prozessionen, wo über grünen und blauen Spenzern und violetten, blauen und braunen Schürzen die großen weißen bretonischen Hauben der Weiber im Sonnenschein mit den Kirchenbannern um die Wette leuchten. Da werden am Strande in der Johannisnacht Feuer angezündet, in die mit großen Augen die Kinder starren, während die Erwachsenen hinter den Felsen und Steinen am Ufer hocken und sich der Feuer freuen, die von der anderen Seite der Meeresbucht herübergrüßen. Da gibt es Leichenfeiern an offenen, lichterumstandenen Särgen mit altertümlichem Gepränge. All das hat Cottet gemalt und den Sinn dieses sich in so unveränderlichen Formen abspielenden Daseins in einem einstweilen immer noch die Höhe seines Schaffens repräsentierenden Triptychon verherrlicht, dem er, fast ohne von der Wirklichkeit abzuweichen, einen in Wahrheit sakralen Charakter zu geben gewußt. Dieser „Repas d'adieu" mit den beiden Flügelbildern „Ceux qui sont partis" und „Celles qui restent" ist hier leider nur in einer kleinen unbedeutenden Wiederholung zu sehen. Besser wird diese glückliche Periode des Malers verkörpert durch „Die Witwe", die, verhärmt, in schwarzen Kleidern vor einem lichtblauen Meer steht, durch die „Trauer" zweier sich schmerzlich umschlungen haltenden Frauen und ein in der Lichtwirkung sehr feines „Johannisfeuer". Man könnte alle diese Sachen naturalistisch nennen, wenn die Farben wahrer, heller

wären. Aber Cottet ist nun einmal kein Kolorist. Er weiß mit der reinen Farbe nichts anzufangen. Das hat er schon in jüngeren Jahren bewiesen. Damals wollte er sonnig und farbig sein und kam nie über eine orangerote Abendsonne heraus, die auf braunrote Segel schien, ferne Berge vergoldete oder ihren Glanz über das auf Hügeln gebaute Segovia schüttete. Im vergangenen Jahre ist er nun noch einmal darangegangen, seine Palette aufzulichten. Er hat, den Spuren Turners folgend, Venedig aufgesucht und sich bemüht, den Rausch von Licht und Farbe zu schildern, der über der alten Lagunenstadt noch immer liegt. Was daraus werden wird, läßt sich nicht sagen. Die hier ausgestellten Versuche geben eine Synthese aus den Bildern Turners, Monets und Signacs. Man denkt vor ihnen überhaupt nicht an Cottet und wendet sich gern wieder zu einer so vortrefflichen Leistung, wie sie der Maler in dem auf hohen Felsen liegenden Städtchen „Pont-en-Royans" zu zeigen hat. Die schmutzige, graublaugrüne Farbe, die dort die Leinwand deckt, ist in der Natur ganz gewiß nicht vorhanden; aber sie ist persönlicher empfunden als die in Cottets Venedig und darum am Ende doch wahrer.

Wenn man Cottet auch nicht zu den bedeutenden und feinen Künstlern zählen mag — was für ein Prachtkerl ist er doch gegen einen Bernhard Plockhorst, der, trotz seiner künstlerischen Impotenz, in Berlin eine Rolle zu spielen vermocht hat, weil seine unsäglich faden, die abgegriffenen Typen des italienischen Andachtsbildes noch versüßlichenden biblischen Gemälde „oben" gefielen! Wie die Nachlaßausstellung dieses rastlosen Kirchenbilder-Fabrikanten bezeugt, brachte er von Hause aus die Bestimmung für den Oeldruck mit. Alles, was Charakter oder Rasse heißt, war ihm fremd. Auch in der Farbe. Er hatte in Weimar den Vorzug, Liszt malen zu dürfen — die Langeweile gähnt aus diesem Bildnis. Er wurde beauftragt, Wilhelm I. und die gealterte Kaiserin Augusta zu porträtieren und hat nichts erreicht als eine verwaschene Aehnlichkeit. Aber gerade Maler von dieser Minusbegabung haben in Deutschland um eine gewisse Zeit ihr Glück machen können. Obgleich Plockhorsts fürchterlicher „Schutzengel" — wer hätte ihn nicht gesehen! — noch immer herumspukt, ist in Zukunft hoffentlich doch die Möglichkeit ausgeschlossen, daß „Künstler" dieser Art jemals wieder ernst genommen werden.

Die im Künstlerhaus gezeigten Reste des Nachlasses von Otto von Faber du Faure geben garkeinen Begriff von diesem starken Talent; aber doch sind hier ein paar Stücke des interessanten Münchener Koloristen, die erkennen lassen, daß er ein naher Verwandter der Goya und Marées, der Monticelli und Brangwyn war und in seinem ganzen Wesen der Münchener Malerei zu fern stand, um in Isarathen die Förderung zu finden, die er durch seine vornehme künstlerische Gesinnung und seine Leistungen verdient hätte. Dinge, wie seine arabische „Fantasia vor Bonaparte" und „Ueberfall einer orientalischen Stadt" wird ihm kein deutscher Maler so leicht nachmachen.

Wie lange ist es her, daß Carl Gussow in der Berliner Kunst eine große Rolle gespielt hat? Knapp dreißig Jahre. Wie schnell hat man ihn, der vor wenigen Monaten in München starb, vergessen! Die jüngere Generation weiß so gut wie nichts von ihm; die ältere denkt mit einiger Beschämung daran, daß sie sich mehrere Ausstellungssommer lang für den kaltherzigen Naturalismus seines rotnasigen „Blumenfreundes", seines „Kätzchens", seines „Willkommens", der unwilligen „Venuswäscherin" und seiner zahlreichen Porträts bei allem Widerspruch recht lebhaft interessiert hat. Wenn Gussow auch kein großer Künstler war, so hat er sich doch ein starkes Verdienst dadurch erworben, daß er in einer auf die Kunst der Vergangenheit zurückblickenden Periode ebenso nachdrücklich wie auffällig auf das Recht der banalsten Wirklichkeit, beachtet und dargestellt zu werden, hingewiesen hat. Freilich: nur in dem für brutale Deutlichkeit immer empfänglichen Berlin konnte ein so phantasieloser und von den Göttern des guten Geschmacks verlassener Maler wie er hochkommen. Eigent-

lich war Gussow gar kein Maler, denn er dachte nicht in Farben, sondern ahmte sie nur nach, wie er sie an natürlichen Dingen wahrnahm. Er war ausschließlich Zeichner, dessen höchster Ehrgeiz darin bestand, ein Objekt bis in die letzten Einzelheiten ganz genau wiederzugeben. Er zeichnete nicht mit der Empfindung, sondern mit dem Verstande. Diese verstandesmäßige Behandlung aller künstlerischen Angelegenheiten, sein Grübeln über die Probleme, die dem Maler aus seinem Handwerk an sich entgegentreten, befähigten ihn jedoch außerordentlich dazu, andere methodisch in die Geheimnisse des Malerhandwerks einzuführen. Er war der geborene Lehrer, und als solcher ist er für die Berliner Kunst recht wichtig geworden. Es war daher eine glückliche Idee des Kunstsalons Mathilde Rabl, der von der Berliner Akademie beabsichtigten Gussow-Ausstellung — der Künstler war deren Mitglied — mit einer Ausstellung zuvorzukommen, in der „Gussow und seine Schüler" das Wort führen.

Man lernt bei dieser Gelegenheit Gussow in seinen Anfängen kennen. Das im Besitze der Stadt Weimar befindliche Bild einer gretchenhaften „Kirchgängerin" zeigt, daß dieser überzeugte Naturalist es zunächst mit dem zahmen und gefälligen Kostümstück versuchte. Ein aus dem Besitz der Weimarischen Kunstschule stammendes „Atelierstilleben" — ein mit einem schwarzen Schleier halb verhüllter kleiner Gipsabguß der mediceischen Venus, ein Gipslöwe, ein Eisenhandschuh und dunkle Folianten mit gelben und roten alten Damaststoffen auf graugrünschwarzem Hintergrunde — läßt an Beeinflussung von Munkaczy denken. Von seinem Berliner Wirken gibt Gussows Bildnis des Bildhauers Schaper einen recht vorteilhaften Begriff. Das eigentlich Interessante in dieser Ausstellung aber sind die Schüler, von denen mindestens einer — Max Klinger — zu den Großen der Gegenwart gezählt wird, und einige andere, wie Hans Herrmann, Emil Döpler d. J. und Hermann Prell, auch außerhalb Berlins mehr oder minder vorteilhaft bekannt sind. Aber über diese Künstler braucht man nicht mehr zu sprechen. Doch soll nicht geleugnet werden, daß man sich freut, nach so vielen gedankentiefen Bildern Klingers hier wieder einmal eine Schöpfung von ihm zu sehen, die mit den Sinnen empfangen ist und auf die Sinne wirkt. Es handelt sich allerdings um ein Werk des jungen Klinger von 1880, einen kleinen weiblichen Akt, der auf einem Diwan von undefinierbarer Farbe sitzt und sich zur Seite auf ein scharlachrotes Kissen lehnt. Wundervoll in der Zeichnung und in der Empfindung von Fleisch, und gemalt, als hätte ein Kolorist ersten Ranges den Pinsel geführt. Aber da sind noch ein paar andere Maler, die außerhalb Berlins, ja vielleicht sogar hier, gänzlich unbekannt oder völlig vergessen sind. Den prächtigen Interieurmaler E. Müller-Zschoppach, der als Zeichenlehrer geendigt, hat man bereits für die Jahrhundert-Ausstellung ausgegraben. Sein „Grüner Ofen" hier rechtfertigt diese Tat wiederum aufs beste. Aber der verstorbene Weimaraner C. Ziermann wäre solcher Ehre ebenfalls würdig gewesen. Vielleicht stand seine Eigenschaft als Genremaler dieser entgegen. Gewiß, der Inhalt seiner Bilder — „Holzhauer" im Walde, die eine Prise nehmen, das spielende kleine Mädchen „im tiefen Versteck" der Botaniker, der sich vergeblich bemüht, aus einem sumpfigen Weiher ein Schilfgewächs mit seinem Stock zu erangeln — ist von schändlicher Trivialität; jedoch das hat Ziermann nicht gehindert, vortreffliche Malerei zu bieten. Was für ein köstliches, wahres, feines Grün auf dem Botanikerbilde, und wie lecker sitzt der gelbweiße Rock des seinem „gefährlichen Berufe" hingegebenen alten Herrn in dieser reichen Farbe. Und dann Rudolf Dammeier! Er fällt auch heut noch zuweilen mit feinen Interieurs aus der Meraner Gegend, mit Stilleben und Bildnissen auf; aber was für ein hervorragender Maler war er, als er diese Studie einer großen, dunklen, ernsthaft blickenden alten Frau im grauen Kleid mit dem fahlblauen Tuch darüber, auf dem Kopf eine weiße Haube, malte! So etwas ist auch von Leibls Schülern kaum besser gemacht worden. Indessen so anspruchslos gute Malerei

hat in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Berlin ebensowenig ein Publikum gehabt wie in München. Ganz ausgezeichnet ist auch eine Gartentreppe aus Hall, die Dammeier 1879 gemalt. Eng an Gussow haben sich im weiteren Verlaufe ihrer Tätigkeit E. Henseler und A. Schlabitz angeschlossen. Beide begannen unter seinen Augen sich vortrefflich zu entwickeln, wofür hier Beispiele sind, beide endigen, wie er, in Unbedeutendheit. Aber das ist gewiß nicht Gussows Schuld. Er war ein Lehrer, der die Individualität seiner Schüler respektierte. Sie brauchten sie nur entwickeln und pflegen. Sie konnten, wenn ihr Talent groß genug war, so hoch steigen wie Klinger; konnten jedoch, wenn sie sich nicht selbst in Zucht nahmen, da anlangen, wo Kubierschky und Müller-Breslau mit allen ihren guten Gaben im Laufe der Jahre gelandet sind.

Der Liberalismus im Block.

Von Prof. Dr. Hugo Preuß.

Die verschiedenen Parteitage sind glücklich vorüber und selbstverständlich „glänzend" verlaufen; nun also mal Scherz beiseite; versuchen wir vom konservativ-liberalen Block und der durch ihn charakterisierten politischen Lage möglichst ernsthaft zu reden. Leicht ist's freilich nicht! Jene Paarung widerspricht so sehr allen Gesetzen natürlicher Zuchtwahl, und das ungleiche Pärchen kann zueinander von der Liebe holdem Triebe so gar nichts empfinden, daß diesem Bunde das Stigma prädestinierter Unfruchtbarkeit und unfreiwilliger Komik von vornherein anzuhaften scheint. Und dabei vollzog sich diese Verbindung mit einer selbst für unsere Zeit verblüffenden Plötzlichkeit, als ob doch der coup de foudre d'amour hier eingeschlagen hätte. Mag man in dem vollen Triumphe agrarischer Wirtschaftspolitik eine notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit des Paarungsversuchs sehen wollen; — daß die Reichsregierung das Kampfgeschrei gegen das Zentrum fast in demselben Augenblick erhebt, da sie in ihrer preußischen Erscheinungsform durch die konfessionellen Bestimmungen des Schulgesetzes eben diesem Zentrum seine Rekrutierungsbezirke für die Zukunft gesichert hat, das bleibt ein salto mortale politischer Logik, den man nicht durch die fadenscheinigen kolonialpolitischen Vorwände verschleiern kann, wenn man noch ernst genommen sein will.

Bei alledem hat die Paarungspolitik gewisse Erfolge aufzuweisen; sie operiert eben mit dem oft bewährten Rezept: „In bunten Bildern wenig Klarheit; viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit." Wo glimmt dies Fünkchen?

So unwahrscheinlich es scheint, kann es doch wahr sein, daß selbst eine preußisch-deutsche Regierung unter Umständen des Guten zuviel an orthodoxer und agrarischer Rückwärtserei bekommen kann; auch für sie hat schließlich das saigner à blanc jeder liberalen Regung gewisse Unbequemlichkeiten, die namentlich dann zum Bewußtsein kommen mögen, wenn die Phänomene der geduldigen inneren Politik Reflexerscheinungen in der weit ungemütlicheren Sphäre des Auswärtigen zeitigen. Und die unerschütterliche Apathie, mit der das liberale Bürgertum seine völlige Zurückdrängung ertrug, bewies die Ungefährlichkeit einer bescheidenen Schwenkung nach links. Freilich liegt in eben dieser Apathie zugleich eine Schwierigkeit. Von unten geschieht bei uns in der praktischen Politik niemals etwas; auch die lebhaftesten Regungen der Volksseele werden zu politischen Ereignissen nur, wenn sich Regierungen von Oberkeits- und Amts wegen ihrer annehmen; die Reformation und die deutsche Einheit nebst unzähligen kleineren Phänomenen illustrieren diese beherrschende Grundtatsache unserer ganzen politischen Geschichte.

Wollte also die Regierung einen — natürlich ganz bescheidenen — „liberalen Aufschwung" haben, mußte sie ihn wirklich in eigene Regie nehmen. Das hat nun aber auch seinen Haken.

Es sind jetzt ja gerade hundert Jahre, seit zum ersten Male eine preußische Regierung einen liberalen Aufschwung — damals allerdings größten Stils — von oben in Szene gesetzt hat. Aber was ein ganz außerordentlicher Mann wie der alte Reichsfreiherr unter dem Drange ganz außerordentlicher Verhältnisse getan, das kann man einem ganz ordentlichen Manne wie dem jetzigen Reichskanzler unter ganz normalen Verhältnissen wahrhaftig nicht zumuten. Und gut bekommen ist es dem nommé Stein ja schließlich auch nicht. Item, alle kleineren Versuche dieses Jahrhunderts, von oben einen liberalen Aufschwung *gegen* den agrarischen Konservatismus auf die Beine zu bringen, sind mißglückt; und ihre Urheber hatten umgehend Gelegenheit, fern von Madrid über die Methoden des politischen Selbstmords nachzudenken. So etwas tut also kein lebenslustiger und gescheiter Mann. Geht es daher jedenfalls nicht *gegen* die Konservativen, so bleibt nur der Versuch, wie weit die Sache *mit* ihnen zu machen ist. Sollen sich die Liberalen mit Regierungshilfe aufschwingen, aber nicht gegen die Konservativen, so kann es nur gegen das Zentrum sein. Freilich, das manger du pape ist bekanntlich auch schwer verdaulich; aber in unserem Klima vielleicht doch nicht so perniziös wie das Anbeißen des Junkertums. Den Fehler des Kulturkampfes, das Hinübergreifen ins religiöse Gebiet, wird man peinlichst vermeiden und sich sorglich auf rein politischem Boden halten. Hier lassen sich dann wohl auch gewisse staatliche Instinkte des konservativen Stockpreußentums mobil machen. Mobiler wird dies freilich wider den anderen Gegner, zu dessen Bekämpfung sich ihm dafür das liberale Bürgertum verbünden muß, wider die Sozialdemokratie. Zu solcher Gegenleistung ist aber das Bürgertum mit so freudiger Begeisterung bereit, daß seine Hilfe ganz den Charakter einer Gegenleistung verliert und ihm zum Selbstzweck wird. Die Fahne freiheitlicher Ideale wird unentwegt in die Höhe gehalten im Kampfe wider die Schergen römischer Geistesknechtung; aber dieser Kampf bleibt sehr abstrakt, weil man an besagte Schergen in concreto leider nicht heran kann; dafür entladet sich der Kampfesmut sehr konkret gegen die Vertreter der organisierten Arbeitermassen, die man in greifbarer Nähe hat, und mit denen man weniger in der Höhe der Ideale, als in den Niederungen der materiellen Interessen karamboliert.

Es steckt wohl etwas vom alten Kartellgedanken in der neuen Gruppierung; aber doch mit erheblichen Variationen. Vor allem fehlt der Schwerpunkt der damaligen Gestaltung, der sozusagen in sich selbst ruhende Kanzler; eine Kanzlerkrisis gehörte damals, so oft auch von ihr gesprochen wurde, nicht zu den real in Betracht kommenden politischen Eventualitäten; was man von der heutigen Lage nicht sagen kann. Und eben weil heute eine solche zentrale Autorität fehlt, mußte die Basis eine breitere sein; die sogenannte entschiedene Linke, die damals draußen war, mußte jetzt hinein. Dem entspricht eine veränderte Aufgabe der taktischen Formation; das alte Kartell sollte den gemäßigten Rückschritt sichern, das neue soll einen *sehr* gemäßigten Fortschritt als möglich erscheinen lassen.

Für den Liberalismus im Block ist es eine ziemlich bescheidene Situation; aber kann man bei nüchtern kritischer Betrachtung deutscher Geschichte behaupten, daß er sich aus eigener Kraft eine stolzere Stellung zu erringen vermochte?

Die großen Gegensätze der Weltanschauung kommen in dieser Gruppierung gewiß nicht zum Ausdruck. Wie danach Konservative und Zentrum innerlich zusammengehören, so auch liberale und soziale Demokratie trotz alles handgreiflichen Antagonismus. Doch man kann wohl Tagespolitik auch ohne Weltanschauung machen; man nennt's dann Realpolitik. Begreiflich, wenn Charaktere, deren politische Individualität in einer festen Weltanschauung wurzelt, darob tiefstes Mißbehagen empfinden und nicht mittun mögen. Aber sie können dann eben nur beiseite treten; nicht jedoch sich dem Block entgegenwerfen. Denn mag für die liberale Weltanschauung im Block

nur wenig und auch dies wenige nicht sicher zu gewinnen sein, — was vermag dies deutsche liberale Bürgertum, wie es war, ist und in absehbarer Zeit wohl bleiben wird, aus eigener politischer Schlagkraft?! Daß es heute politisch nicht mehr ganz ignoriert werden kann, ist die Folge — nicht seiner politischen Energie, sondern seiner Tüchtigkeit auf den anderen, den unpolitischen Gebieten des Gemeinlebens.

Produktiv kann dieser Block, wenn überhaupt, selbstverständlich nur werden, indem er Kompromisse produziert. Das hohe Lied vom Kompromiß ist daher die Melodie des Tages; unablässig wird das Thema variiert, daß alle Politik die Kunst der Kompromisse sei. Die Lehre ist von ehrwürdigem Alter, doch von nur bedingter Richtigkeit. Und die erste Bedingung ihrer Richtigkeit ist, daß man den Nachdruck auf das Wörtchen „K u n s t" legt. Diese Kunst ist aber durchaus nicht leicht; und ihre erste Kunstregel wiederum ist, daß das Kompromisseln niemals zum Prinzip werden darf. Das Kompromiß kann das Ende eines ernsten Kampfes für das Prinzip sein; das Prinzip des Kompromisses v o r dem Kampf ist die Kapitulation. Daß eine Partei, die nicht die Macht hat, der Gesetzgebung ihre Forderungen zu diktieren, schließlich auch für eine Lösung zu haben ist, die ihr Programm zwar nicht erfüllt, sich aber ihm annähert, das ist so selbstverständlich, daß die ausdrückliche Proklamierung dieser Selbstverständlichkeit die Bedeutung hat, die Programmforderung selbst von vornherein zu eliminieren und die Möglichkeit des Erreichbaren auf ein um so tieferes Niveau herabzudrücken. Es war die unverzeihliche Sünde der Nationalliberalen in ihrer Blütezeit, nicht, daß sie Kompromisse schlossen, sondern daß sie Stümper in dieser Kunst waren, indem sie das Kompromiß zum Prinzip erhoben. Ob der Liberalismus im Block kunstverständiger geworden? Die erste Probe, die Instradierung der preußischen Wahlreform, berechtigt zu den allerschlechtesten Erwartungen; wie bei dem Pferd mit den ädilizischen Mängeln ist ungefähr alles da, was nicht da sein sollte.

Gerade für die schwierige Kunst der Kompromisse bedarf es nicht nur der diplomatischen Unterhändler, sondern mindestens ebenso sehr der kampfesfrohen Streiter für die prinzipiellen Forderungen; beide schaffen je in ihrer Art am gleichen Werke, — vorausgesetzt, daß sie sich nicht gegenseitig in die Haare fahren. Eben dies ist aber leider liberale Eigentümlichkeit.

Kräfte verschiedener Art zu einem gemeinsamen politischen Ziele zu führen, ist die Sache staatsmännischer Parteileitung. Damit gerät man nun an die Persönlichkeiten und — „von ihnen reden, ist Verlegenheit". Ehrenwerte Männer sind's gewiß; „das sind sie alle, alle ehrenwert". Auch fehlt es sicherlich nicht an spezifisch politischen Talenten; jeden von ihnen, der diese Zeilen liest, rechne ich selbstverständlich dazu. Gefehlt aber hat es jedenfalls bisher innerhalb des Liberalismus an jener besonderen Entwicklungsmöglichkeit, die staatsmännische Technik und Autorität zur Entfaltung kommen läßt. Ob's ihm in dieser Hinsicht im Block besser gehen wird?!

Die konservativen Blockgenossen haben — von manchem anderen abgesehen — zwei wichtige Points voraus: Sie sind die beati possidentes, denen alles und jedes als Konzession abgerungen werden muß; und für den Fall des Blockbruchs steht ihnen der Anschluß ans Zentrum jederzeit offen. Eben deshalb ist es für den Liberalismus auch im Block und gerade im Block eine Lebensfrage, die Fühlung nach links, mit der Sozialdemokratie, nicht völlig zu verlieren, so sehr ihm gerade dies als vornehmste Bedingung seiner Blockbefähigung angepriesen wird, und so groß hüben wie drüben die Schwierigkeiten solcher Fühlung sind. Diese Schwierigkeiten können nur durch liberale Erfolge im Block überwunden werden; und solche Erfolge sind nur möglich, wenn dem Liberalismus eventuell der Abmarsch nach links offensteht. Ein schwieriger Kasus! Liberale Staatsmänner vor die Front!

Die Brüder der Madame Bovary.

Von Franz Blei.

Er ist schon ein recht populärer Typus: der Schriftsteller mit der leidenschaftlichen Versicherung, daß es ihm vor allem um das Leben zu tun sei; und ganz verrenkt und verquält ist seine Geste, weil er vor sich selber seine Wahrheit ganz genau und grausam kennt: sein Leben, das ist nichts als Schreiben auch dann, wenn er nicht gerade schreibt. Denn bevor er ans Leben kam, schrieb er schon. Nicht wie die Jünglinge früher auch schrieben, bis es sich verlor in einem tätigen Beruf. Nein, nicht mehr so. Dieser schreibende Achtzehnjährige von heute kommt bald hinter sein kleines Talent. Seine Sachen finden das begeisterte Lob der Anverwandten und die höchst ausnehmende Kritik seiner Altersgenossen. Diese köstlichen Aufregungen und Betätigungen heben den Jüngling hoch hinaus über die Misere von Universitätsprüfung und Taschengeld. Und er hört nicht mehr auf, hört nicht mehr auf. Sein kleines Talent läßt ihn alsbald die Geschicklichkeiten lernen, es zu inszenieren. Er korrespondiert mit den Berühmten; meistens nur einseitig, anfangs; denn er läßt sich durch das Schweigen nicht abschrecken; er weiß ein Mittel: er rezensiert die Berühmten in einer Zeitung und schickt ihnen das. Und die danken manchmal, um den Unermüdlichen zu beruhigen, mit ein paar nichtssagenden Allerweltsworten. Nun ist die Korrespondenz gefestigt, und bald steht der Zweiundzwanzigjährige in der befestigten literarischen Betriebsamkeit; bald wird er Jüngere protegieren.

Dieser Schriftsteller hat — und dies wollte ich mit der nicht weiter neuen Vorstellung seines Typus sagen — die guten Jahre seines Lebens nicht mit dem Leben hingebracht, sondern mit der Literatur, den Reflexen von anderer Leben. Nun schreibt er jedes Jahr vier und fünf Bücher, die durch ihren Mangel an Originalität und die Geschicklichkeit, die anderer zu kopieren, auffallen, übt Macht durch jährlich sechshundert Bücherrezensionen und unterhält eine weitläufige Korrespondenz, vornehmlich mit Verlegern und Zeitungsredakteuren. „Er empfängt nicht, ist nicht schwanger, bekommt aber jedes Jahr vier Kinder," schrieb mir unlängst ein Moskauer Freund über einen Schriftsteller dieses Typus.

Gewiß: dieser Schriftsteller ist komisch. Aber ist er nicht auch ergreifend tragisch in seiner heimlichen Verzweiflung darüber, daß er sich mit der Literatur um das Leben betrogen hat? Daß er weder mit den Banalitäten noch mit den Tragödien des Lebens zurechtkommt, weil er sein Herz nie auf die Tenne dieses Lebens geworfen hatte, unbekümmert, jung, verwegen? Alles kannte er schon, bevor es ihn kannte, aus seiner literarischen Ambition. Er liebte literarisch, er betrank sich literarisch, er hatte alle Abenteuer literarisch. Und er kennt seinen Defekt, da er sich und andern seine literarische Literatur als lebendiges Leben einreden will, da er tut, als schriebe er nur, weil er mit einem kleinen Teil aus der Fülle seines Lebens nichts anderes anzufangen wüßte; er tut Amateur; er sagt so gewiß leichthin: „ach, wissen Sie, überhaupt schreiben, als . . ."

Dem ein kleines Talent — alle jungen Leute von heute und gestern haben es, weil es unschwierig gemacht ist, es zu erwerben und weil die Ansprüche gesunken sind — dem ein kleines Talent die Täuschung des Ruhmes in sein trauriges tatenloses Leben des Obergymnasiasten malte, der dann mit Eifer nicht davon ließ und diesen seinen geringfügigen Nebenumstand zur Hauptsache seines Lebens machte, das Schreiben nicht nur nicht aufgab, sondern ganz darin aufging, Qualen, Elend, Demütigungen, Beleidigungen, schlechtes Gewissen ertrug, um „sich durchzusetzen", wie der Ausdruck hieß, den diese Leute gern im Munde haben, bevor sie „sich durchsetzten" — nachher vermeiden sie ihn sorgfältig — diesen Menschen, der sich selbst geblendet hat, um mit leeren Augenhöhlen ins Leben starren zu sehen, ihn von den Farben und Formen des Lebens reden zu hören, die er — der Krüppel verbirgt sein heimliches Gebrechen nicht nur — so wunderbar zu sehen behauptet, ist das nicht wirklich eine eher tragische als komische Gestalt? Nicht soll man ihre Tragik damit schwächen wollen, daß man das oft Komische ihrer Bücher erzählt, auf ihre Originalität aus zweiter Hand weist. Die Bücher, das sind ja nur die Nötigungen, die eine solche Schriftstellerexistenz fühlt, sich lebendig zu wissen; sie sind, was die Spritze dem Morphinisten ist; er muß seine imitierte Literatur weiter treiben, anders würde er verkommen; und man soll den Mut nicht von einem verlangen, der blind ist und auf Krücken geht. Dieser Mann lebt, weil er schreibt, und nur so lang; denn er weiß von keinem anderen Leben. Und so schreibt er, um das zu leben, was er als Leben nur kennt.

Ein junger Wiener hat vor etwa fünfzehn Jahren als ein Dilettant ein feines kleines Buch geschrieben, „Der Garten der Erkenntnis" heißt es; ich hörte einen Schriftsteller den Mann fragen, weshalb er seitdem nichts mehr geschrieben habe. Der also Gefragte verstand die Frage gar nicht; es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß er, weil er einmal ein Buch geschrieben hatte, nun weiterzuschreiben hätte. Unter den vielen jungen Leuten, die vor etwa fünfzehn Jahren als solche Dilettanten ihr erstes Buch geschrieben haben, ist dieser Herr vielleicht der einzige, der dann keines mehr schrieb. Die andern fuhren fort, jeder ein Schriftsteller. Aber man soll ihnen die Spritze nicht entziehen; sie würden keiner Kur standhalten; sie würden den Sinn ihres Lebens verlieren und können keinen neuen finden als außerhalb des Lebens. Man muß sie gewähren lassen. Man muß es gütig lächelnd ertragen, wenn sie einen mit der Frage anfallen: „Haben Sie mein letztes Buch schon — schon! — gelesen?" Gewiß: die Gegenwart dieser Unglücklichen ist peinlich und lästig und schwer zu ertragen, aber in der gehörigen Distanz werden sie ergreifend. Das Detail ist unwürdig und komisch, aber das augenlose Starren ins Leben und der Betrug dieser Verzückung über die geschaute Schönheit, das ist eine Tragödie.

Das klingt vielleicht übertrieben. Aber ich will nur auf einen gleichen Typus weisen, der unserem Gefühl näher kommt als dieser Schriftsteller, der es wurde, nicht aus dem heiligen Zufall einer tyrannischen Vision und schöner Not des Lebens, sondern weil er ein kleines Talent um den Preis seines wahrhaften Lebens fetischierte. Er hat seinen Gegenspieler in dem Lebensdilettanten des Publikums. Flaubert hat diesen Typus für immer festgestellt:

Madame Bovary. Verglichen ist die größte Zahl aller Leserinnen der Romane. Frauen, deren unbefriedigte Sinne sie davon träumen macht, daß sie eigentlich für ein ganz anderes Leben bestimmt wären als das ist, das sie führen in den wachen Tagstunden der kleinen Pflichten und Geschäfte und in den wachen Nachtstunden neben dem schnarchenden Gatten. Eigentlich vermeinen sie sich zu Heldinnen der Liebe geboren, wie sie das in den Büchern gelesen haben. Ihre Gefühle scheinen ihnen weit über das Maß des Gewöhnlichen zu gehen. Und diese Frauen bringen Jahre hin in dieser ganz imaginären Konzeption ihrer Persönlichkeit und beginnen zwischen dreißig und vierzig, wie zum Beweise der Wahrheit ihres Andersseins, ein sentimentales Abenteuer mit einem Rodolphe, dem sie seine Rolle geben: es wird ein Roman gelebt, von Rodolphe, solange es die Mühe wert ist. Denn wie Emma Bovary mit ihm fliehen will, wird Rodolphe sofort, was er ist und sagt: nein, und geht. So schleudert das Leben diese Frauen zurück, die sich anders denken, als sie sind, sich eine Konzeption des Lebens gegeben haben, die sie mit nichts füllen können als mit Wünschen. Auf ihr eigenes, das ihnen eigene Leben zurückgeworfen, gehen sie zugrunde. Emma Bovary nimmt Gift.

Sind sie nicht in Wahrheit die Gegenspieler jener anderen, die eine falsche Konzeption ihrer Persönlichkeit den Künstler ambitionieren läßt, die ihrem kleinen Talente aus zweiter Hand so leidenschaftlich die Geste und das Vokabularium geben und so sehr an den leeren Schauspieler erinnern, der auch im Leben das zu sein glaubt, was er abends spielt. Ich weiß nicht, ob man sagen kann, der nun ein Schriftsteller und ein so Unglücklicher, ums Leben Betrogener ist, wäre ohne diese falsche Konzeption seiner Persönlichkeit ein tüchtiger, gesellschaftlich angenehmer Mensch geworden, oder: diese so bürgerliche Frau, die sich durchaus die nur von niemandem zu entdeckenden Talente einer grande amoureuse behauptet, wäre neben einem weniger unfähigen oder sympathischeren Gatten eine fröhliche Mutter reizender Kinder geworden — ich weiß nicht, ob man das sagen kann.

Ich neige eher zu glauben, daß hier ein pathologischer Defekt eingeborener Art vorliegt, eine Minderwertigkeit des Persönlichkeitsgefühles, deren organische Begründung dieser Kranke eben damit zu kompensieren sucht, daß er sich eine künstliche Persönlichkeit schafft, selbst um den Preis brauchbaren Lebens. Und er kann sogar oberflächliche Beobachter täuschen: die Geste kann so genial erworben und geübt sein, daß sie dem Unerfahrenen echt und natürlich vorkommt. Nur bei der ganz ungeschickten Frau erkennt man das falsche Haar und nur bei dem alles Nachahmungstalentes baren Schreiber den harmlosen Narren. Nicht diese sind gemeint, sondern jene, deren tragisches Talent es ist, über den Defekt eines Persönlichkeitsmangels durch den Erwerb einer fiktiven Persönlichkeit wegzukommen. Ein jeder ist solchen Frauen begegnet, jeder hört die oft laut genannten Namen solcher Schriftsteller, Brüder der Madame Bovary. Unerträglich sind sie in allem, was sie reden, tun und schreiben; man soll mit dem Schwindel ihrer Bücher kein Mitleid haben und ihn einen Schwindel nennen; soll mit diesen Frauen kein Verhältnis anfangen; aber man soll Mitleid mit diesen traurigen Unmenschlichkeiten haben.

Historien.

Fast wie des Marokkanerprinzen Werbung um Porzias schönen Leib war die Geschichte, die die Planetoidenwelt des Sonnenkönigs durch Wochen hin in launiger Heiterkeit hielt. Durch Ebn-Alissas Mund hatte Muley-Ismaël Es-Semîne, der Haceniden fünfter Herrscher im Tafilelt, Ludwigs und der La Vallière Tochter als Gemahl begehrt. „Der König von maroc, schrieb Elisabeth Charlotte malitiös an die hannöversche Sophie, hatt dem König Einen großen mächtigen brieff geschrieben und bitt ihm Eine alliance offensive und defensive mit Ihm zu machen, und setzt dabey, daß seine abgesanten Ihm von Einer schönen printzessen gesprochen, so in franckreich seye, Er hatte zwar den Nahmen vergessen, Es seie aber die so bey dem bal, so monsieur Im palais Royal geben, auff der lincken Seyten bey dem duc de chartre gewesen were, undt Man hatte versichert, sie were Eine witwe und des Koenigs Tochter, deswegen hoffe Er, der Koenig würde sie ihm nicht versagen, vor der religion dürffte der Koenig nicht In sorge sein, Er wolle Ihr alle Freiheit lassen und so viel Capuziner geben als sie haben wolle, alle tag die Mess zu hören, sobald Er des Koenigs Consentz haben würde, wolle Er zu Schiff sitzen und die printzes selber abhollen, den von recit, so seine abgesanten gemacht, seye Er sehr verliebt von ihr geworden, aus diesem alle sehn E. L. woll, daß Es die princes de Conti ist, ihr gantz Leben ist sehr romanesq, und den roman vollkommen zu machen, so Müßte sie der Koenig von maroc enleviren lassen undt die verliebte ritter hir sie Entsetzen." Und in schlechten Versen spöttelte Jean Baptiste Rousseau, der Schustersohn:

Votre beauté, grande princesse,
Porte les traits dont elle blesse
Jusques aux plus sauvages lieux;
L'Afrique avec vous capitule,
Et les conquêtes de vos yeux
Vont plus loin que celles d'Hercule.

Doch die schöne Conti lehnte, trotz der bewilligten Capuziner, ab, weil, wie Gondart erzählt, la différence des mœurs et de la religion s'opposait à une telle union. Drei Lustren vorher hatte England Tanger, das die Infantin Katharina Karl dem Zweiten als Mitgift (neben Bombay und dem Freihandelsrecht mit Portugal und dessen Kolonien) zubrachte, demselben Muley Ismaël abgetreten und sich 1704 dafür in dem Felsennest von Gibraltar eingenistet. Die Heirath wurde von Ludwig dem Vierzehnten betrieben, um Spanien zu schwächen, und 1662 gegen den bis zur Kriegsdrohung gesteigerten Einspruch Battevilles, des philippischen Botschafters am Londoner Hofe, geschlossen. Zwischen Frankreich, Spanien und England dauert seit diesen Tagen das stille Ringen um den Besitz dieses gesegneten Erdwinkels, der, wie kaum ein zweiter, mit Menschenblut gedüngt ist. „Von jener Zeit an," sagt Dierks, „hat England stets die Politik verfolgt, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern, daß Spanien oder eine andre Macht im Maghreb Einfluß gewann, und es ist ganz ausschließlich dieser zielbewußten, traditionellen Politik zuzuschreiben, daß der Besitzstand Marokkos seitdem unverändert geblieben ist; daß selbst die Kriege, die England bei dem besten Willen nicht verhüten konnte, praktisch stets so gut wie erfolglos waren. England spielte für den Maghreb während dieser zwei Jahrhunderte somit gewissermaßen die Vorsehung, und während es sich selbst versagte, die zahlreichen günstigen Gelegenheiten, welche sich boten, zu benutzen, hat es nicht geduldet, daß irgend eine Macht dort neben ihm Einfluß gewann." Erst wurde Spanien geschwächt und, als der Korse über Europas müde Culturen fegte, Jahr für Jahr fast das Weltbild änderte, mit Muley Soliman unterhandelte, bald danach nach Egypten zog, Gibraltar bedrohte und von der Herrschaft über Indien träumte, gestützt. Und als Frankreich gar auf algerischem Boden festen Fuß faßte, ward Englands nordafrikanische Politik festgelegt. Bis in unsere Tage hinein; bis, kein Lustrum nach Faschoda, der Aprilvertrag von 1904 den französischen und englischen Besitzstand in Nordafrika auf einer neuen Grundlage regelte, Egypten an England, Ma-

rokko an Frankreich auslieferte. Artikel zwei dieses Vertrages enthält den Satz: „De son côté, le gouvernement de Sa Majesté Britannique reconnaît qu'il appartient à la France, notamment comme puissance limitrophe du Maroc sur une vaste étendue, de veiller à la tranquilité dans ce pays et de lui prêter son assistance pour toutes les réformes administratives, économiques, financières et militaires, dont il a besion. Il déclare qu'il n'entravera pas l'action de la France à cet effet." Artikel neun aber lautet: „Les deux gouvernements conviennent de se prêter l'appui de leur diplomatie pour l'exécution des clauses de la présente déclaration relative à l'Égypte et au Maroc." Ende März hat Radolin von Delcassé den Inhalt des Abkommens erfahren: Bülow rührt sich nicht.' Gerade ein Jahr danach fäh t der Kaiser nach Tanger, hält Reden, daß Patrioten sich nach der Lektüre mühsam an den Wänden entlang tasten, um aufrecht zu bleiben, und Seine Durchlaucht schlägt raue Töne an. Am 13. April erinnert Delcassé beim Diner Radolin daran, daß er ihm den englisch-französischen Vertrag vor der Unterzeichnung mitgeteilt habe, am 18. sagt Herr Bihourd Mühlberg dasselbe. Hilft nichts. Delcassé muß weg, und nur eine internationale Konferenz kann die Dinge wieder ins Blei bringen. Darauf besteht der Herr Kanzler, obwohl er den Verlauf der Komödie mindestens ahnen konnte. England und Frankreich band Artikel neun; Spanien die Deklaration vom 3. Oktober 1904 (auch eine angenehme Erinnerung: Alphonse, dem wir bei seinem Besuch alle transportabeln Prinzessinnen zur Schau stellten, hat kurz nachher in Paris erzählt, qu'il y est mortellement déplu.) Rußland lag blutend am Boden, von Frankreich und England abhängig. Von Portugal und Belgien, Holland und Schweden hat er hoffentlich in den trübsten Träumen nie ernsthafte Hilfe erwartet. Blieben als Stützen Oesterreich-Ungarn, die Vereinigen Staaten und Italien. Die Stimmung in Rom mußte der Kanzler kennen, und konnte sich sagen, daß ein Land, das ohne Englands und Frankreichs Freundschaft weder in Afrika noch auf dem Balkan je eine Hoffnung reifen sähe, nicht an unsrer Seite zu finden sein würde. In Washington und Wien ... Aber wozu aufzählen, was jeder weiß. Mit solchen Aussichten bestand man auf der Konferenz. Die dann freilich auch danach ausfiel und witzigen Parisern das Wort ins Erinnern rief, mit dem Clémenceau einst Herrn Jaurès in den Sand streckte: „Votre programme, nous le connaissons, car c'est le nôtre; et vous nous l'avez pris".

Nicht viel über ein Jahr waren ihre Beschlüsse in Geltung. Au nom du Dieu tout-puissant. Im August wurde, wegen einer läppischen Alltagsbagatelle, Casablanca beschossen, wurden Truppen gelandet, wurde das ganze Scherifenreich alarmiert. Deutsches Eigentum ist (nicht von Berbern) von Franzosen ruiniert. Wir rühren uns nicht. „Zum Raube lächeln, heißt den Dieb bestehlen. Doch selbst beraubst du dich durch nutzlos quälen", spricht, wie Othellos Herzog, der Kanzler. Und eifrig repliziert Carlino Brabantio: „So mögt ihr Cypern nur den Türken gönnen. Wir habens noch, so lang wir lächeln können." Lächeln wir. Seit zehn Wochen meinen wir nun die lustige Witwe; nichts kann unsere Heiterkeit stören. Quousque tandem, Bernarde, abutere patientia nostra? Per omnia saecula saeculorum, dröhnts im Chorus. Meisterhaft sind die Wege, die er uns führt; sitzt Frankreich nicht, wie er prophezeien ließ, in einer gefährlichen Sackgasse, und wäre froh, der Verlegenheit ledig zu sein? Täglich war die Melodie zu hören. Und doch hat keiner je an sie geglaubt. Vom Dschihad, dem heiligen Kriege, ward gefabelt und Muley Hafid rasch ins Satanidenmaaß Ismaëls gelogen. Von den lächerlichen Schlachten, die General Drudes tapfere Schaaren schlugen, nicht zu reden (die blutigste hat noch nicht so viel Opfer wie ein Kaisermanöver gekostet). Verlegenheiten? Alles geht ja nach Wunsch, glatter noch, als Herr Clemenceau sichs gedacht hat. Und Marokko ist immerhin ein Opfer werth; das sollten Die wenigstens bedenken, die eben Hunderte von Menschenleben und sechshundert Millionen drangaben, um in Südwest nichts weiter als den status quo ante wieder zu erreichen. Sein Boden ist fruchtbar, an Mineralen und Erzen reich. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Antimon, Iridium

und Palladium, Salpeter und Kohle sind sicher vorhanden; Getreide und Gemüse, Wein und Oel, Zuckerrohr und Baumwolle finden die denkbar besten Bedingungen. Drum findet auch kein Franzose die bisher gebrachten Opfer nennenswerth, wäre jeder zu noch viel größeren bereit. Le Maroc n'est pas divisible, ni géographiquement ni politiquement, sagt Segonzac, und Herr Etienne giebt seinen Segen dazu. „Marokko, le fleuron de la couronne coloniale de la France, wiegt mehr wie Algier und Tunis zusammen. Bien pâles seraient, à côté de ce royal morceau, toutes nos autres possessions." So spricht Herr Moulièras, Professor in Oran. „Die Politik, die wir predigen, ist die schrittweise, aber fortgesetzte Entwicklung des französischen Einflusses in Marokko"; Herr Etienne. Und daß der Marokkohader Frankreich bisher nur Nutzen gebracht hat, ist doch auch nicht zu unterschätzen. Nach Algeciras konnte Einer, der Bescheid weiß, schreiben: „C'est l'Allemagne qui reculait. A Rome comme à Madrid, on en fut frappé. Et le binôme franco-anglais sortit de la crise, non seulement intact, mais fortifié. Si l'on veut définir le changement, on peut dire que l'entente cordiale était, à Algéciras, passée de l'état statique à l'état dynamique." Wäre ohne die Conferenz der Gang der Dinge denkbar geworden, den wir jetzt zu bewundern haben? Nie.

So einsam war das Reich noch nie; selbst der getreue Sekundant hat ihm den Rücken gekehrt und sitzt mit nun in Eduards Karosse. Durch unsere Schuld. Wir haben erst Rußland, dann den Sultan poussirt und, in einer an historischen Entgleisungen reichen Rede, die Magyaren gefeiert. Just in dieser gefährlichen Zeit mußte der Kanzler zur inneren Krisis schreiten und im Volk die Erinnerung an alten Hader wecken. Sanft führt Herr von Aehrenthal die alternde Austria auf Kaunitzens und Metternichs Wege, während wir den katholischen Süden mit unglaublichen Wahlparolen verletzen. Geht den Weg nur weiter und ihr werdet, eh' ihrs ahnt und wünscht, Wunder schauen.

Ingratis servire nefas. Und jede Schuld rächt sich auf Erden. Bald wirds der liebe Freisinn merken, der inbrünstig noch an Kanzlerworte glaubt. Natürlich. „Eine Durchlauchtigkeit läßt er sich ja nennen", und stöhnt, wie Ilo, vor jedem, ders hören will: „Könnt' er nur immer, wie er wollte". Kein Posthumus mahnt ihn: „Ein guter Diener thut nicht jeden Dienst." Jeder verlangte wird geleistet, jeder Wetterumschlag ertragen. („Liebe Herrn, bedenkts mit Fleiß, 's ist des Kaisers Will und Geheiß".) Je nach Wunsch die Annäherung an Rußland, Frankreich oder England besorgt. Ob das Geschäft einen Ertrag abwirft, wird nicht gefragt; man ist zufrieden, wenn offene Schlappen vermieden werden. Und trägt im Uebrigen das in allen Cabinetten Europas wispernde Gespött der Zünftigen mit Würde. Man hat Algeciras überstanden, man hat Casablanca überstanden, man übersteht wohl auch noch, was die nächste Zukunft bringt. Kann Unangenehmeres denn noch kommen? Einzige Sorge noch, daß die Londoner Spritztour ohne Aerger verläuft (die im Haag lassen schon Notsignale steigen). Ein Segen, daß die Chose im Innern wenigstens klappt und der Block die Julnächte übersteht. „Caressiret die Preußen, aber habt stetz ein wachendes Auge auff Sie," schrieb der Große Kurfürst in sein Testament. Und hat so Recht; selbst der Freisinn wird windelweich, wenn man ihn unter den Linden grüßt. Unsere stärkste Stütze. Und, wie Ilo seine Obristen, kenne ich meine Leute.

Gefangen haben wir sie immer. — Laßt sie
Dann über Arglist schrein, so viel sie mögen.
Am Hofe glaubt man ihrer Unterschrift
Doch mehr, als ihrem heiligsten Betheuern.
Verräther sind sie einmal, müssens sein;
So machen sie aus der Not wohl eine Tugend."

Denkt der Herr Kanzler so? Wir wissens nicht. Daß er so denken könnte, ists, was, in der Zeit der welkenden Natur, so melancholisch in politicis stimmt.

Karl Schnitzler.

Rückschlag in der Eisenindustrie.

Seit den Jahren 1899 und 1900 ist keine die deutsche Eisenindustrie betreffende Frage von gleich hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung erörtert worden, wie die, die augenblicklich Gegenstand öffentlicher Diskussion ist. Während der Sturz der Börsenkurse seit dem März dieses Jahres im Verein mit der Anspannung am Geldmarkte deutlich eine bevorstehende Abschwächung der Industrie signalisierte, hielten es die großen Verbände für angebracht, fortgesetzt zu betonen, daß sie von einem solchen Rückschlage nichts verspürten. Namentlich der Deutsche Stahlwerkverband behauptete, daß die Werke die geforderte Arbeitsmenge kaum befriedigen könnten, und nur Spekulationsmanöver seien schuld daran, daß der Irrglaube an den Konjunkturrückgang Verbreitung finden konnte. Jetzt sind die Stahlverbände still geworden. Die Situation hat ein anderes Bild erhalten. Die Eingabe, die die Vereinigung der reinen Feinblechwalzwerke in Hagen an das Kohlensyndikat gerichtet hat, läßt deutlich erkennen, welchen Motiven das beharrliche Leugnen entsprang. Durch die teuren Kohlenpreise (die höher notieren, als selbst 1900, dem Jahre übertriebener industrieller Anspannung) und durch die Steigerung der Halbzeugpreise ist es, so wird in der Eingabe versichert, den reinen Walzwerken nicht mehr möglich, bei den sinkenden Verkaufspreisen für Fertigfabrikate Profite zu erzielen. So fordern sie die Herabsetzung der Rohstoffpreise, mindestens aber, um exportieren zu können, die Einführung von Exportprämien, die seit dem Mai dieses Jahres aufgehoben worden sind. Der Verband sträubt sich, den Wünschen der Abnehmer nachzukommen, und in der ihm dienenden Presse wird, bevor offiziell ein Beschluß gefaßt ist, verkündet, es werde höchstens „von Fall zu Fall“ eine Erleichterung beim Export gewährt werden.

Von Blättern, die den Stahlwerkverband bekämpfen, wurde für die Ausfuhrvergütungen Stellung genommen. Teilweise von denselben Blättern, die noch vor drei Jahren nicht genug darüber zu schreien wußten, daß der Verband solche Vergütungen gewähre. „Verschleuderung deutscher Rohprodukte ins Ausland“ hieß die Parole; und nicht mit Unrecht wurde während der Kartellenquete, die das Reichsamt des Innern veranstaltete, von den Syndikatsfeinden darauf hingewiesen, daß der Stahlwerkverband Halbzeug wesentlich billiger exportiere, als er es den deutschen Werken zur Weiterverarbeitung liefere. Um dem Geschrei ein Ende zu machen, gewährte nun der Verband auch den Abnehmern zunächst Exportprämien. Als er sie wieder aufhob, begründete er dies damit, daß er nun (infolge des größeren Inlandbedarfes) auch Halbzeug an das Ausland nicht mehr zu billigen Preisen abgebe. Diese Behauptung ist nicht bestritten worden; man muß sie also für wahr halten. Und es ist daher nicht einzusehen, warum der Verband die Prämien gewähren soll.

Anders liegt die Frage der Preisermäßigungen. Bei der Erneuerung des Verbandes im Mai dieses Jahres ist übersehen worden, welchen Hintergedanken die großen Eisenwerke (die allein im Stahlwerkverband organisiert sind) gegen die kleinen Werke im Schilde führten. Sie haben die Produktionsziffern für Halbfabrikate um 33,20 % herabgesetzt, aber diejenigen für Fertigfabrikate (für Stabeisen um 27,70 %, für Walzdraht um 40,32 %) erhöht. Das hatte den Zweck, sich mehr als bisher der Herstellung dieser Fertigfabrikate zu widmen, die, wie die hohen Dividenden einer ganzen Reihe kleinerer Werke ergeben, weit lukrativer ist, als die Produktion des Halbzeugs. Man ersieht hieraus, wie falsch die täglich wiederkehrende Behauptung ist, die reinen Walzwerke seien schwach und der Unterstützung bedürftig. Nein; gerade weil sie sehr hohe Erträgnisse aufweisen (ich erinnere nur an die Westfälischen Drahtwerke, die 28 % Dividende verteilten), will der Stahlverband ihnen das Lebenslicht ausblasen. Zu diesem Zweck hat er nicht bloß die Produktionsziffern dieser Fabrikate erhöht, sondern darum sträubt er sich auch gegen die Ermäßigung der Halbzeugpreise. Denn die im Verband vereinten gemischten Werke, die Halbzeug selbst fabrizieren, haben natürlich von den hohen Preisen keinen Schaden. Den erleiden nur die reinen Walzwerke, die das Halbzeug kaufen müssen. Die Produktion von Stabeisen und Walzdraht in seine Hände zu bekommen (die schlecht rentierende Blechproduktion überläßt er gern den reinen Werken); das ist das Ziel, das er sich gesteckt hat. Und der Einwand, diese Werke seien die wirtschaftlich minderwertigen, ist, wie an der Hand der Geschäftsberichte leicht nachweisbar wäre, nichts als eine heuchlerische Phrase. Die Herren vom Stahlwerkverband sind Kaufleute die Geld verdienen wollen. Daraus kann nur Verblendung ihnen einen Vorwurf machen. Aber sie mögen sich nicht, wie es jetzt allgemein beliebt ist, so stellen, als ob sie höhere Wirtschaftspolitik zu treiben sich berufen fühlten.

Bruno Buchwald.

Der Kientopp.

Wenn ich im Caféhause die Zeitungen durchblättere und unter und über Strich tagtäglich ein langes und breites über allerlei Kunst gedruckt sehe, überläuft es mich. Gänsehäutlich. Theater, Variété, Kunstausstellungen, Konzerte, Vorträge, Bücher — — — aber wer spricht vom Kientopp?

Ja, sind denn alle diese Preßleute blind? Und wissen sie nicht, daß der Kientopp ein Kulturfaktor ist, so erstrangig, so durchschlagend, wie nicht einer der andern? Daß er der Gutenbergischen Erfindung, der wir Bücherschreiber unser Leben verdanken, getrost an die Seite zu stellen ist? Ich bitte: ein Vitalitätskoëffizient.

Der Kientopp! Ich hörte dies Wort zum erstenmal, als ich jetzt wieder nach Berlin zurückkam, und habe mich sofort darin verliebt. Vier Jahre lang bin ich auf drei Kontinenten in den verlassensten Löchern in — — „Kinematographentheater" (greulich!) — — gegangen, von jetzt ab gehe ich nur noch in „Kientöppe". Und ich liebe die Berliner, daß sie dies Wort gefunden haben: ein Volkswort, das schlagend ihre Liebe zu der guten Sache beweist.

Es gibt keinen Punkt, von dem betrachtet der Kientopp nicht mit lautem Beifall zu begrüßen wäre!

Erzieherisch: wo anders lernst du so leicht, so spielend tausend Dinge, die weit, weit ab von deinem Horizont liegen? Welches beste Buch ist imstande, dir einen solchen Begriff von fremden Ländern zu geben? — Vater schicke deine Kinder in den Kientopp! Er ist besser wie die Sonntagsschule! — Und gehe selbst hinein!

Amüsierend: das sind die circenses des 20. Jahrhunderts! Der Kientopp kostet 10 Pf. Eintritt, kein schlechtestes Tingeltangel ist so billig. Und in keinem besten ist es so lustig. Welcher Banause ist so bis auf die Knochen verphilistert, um sich nicht über die köstlichen Pariser Burlesken zu freuen.

Hygienisch: es wird nicht geraucht noch getrunken. Und die schlechte Luft ist immer noch viel besser als in den Bierkellern und Schnapsbudiken. Der Kientopp ist ökonomisch für die Lunge wie für den Geldbeutel.

Und so weiter! Aber was nutzt es, wenn ich in diesem Blatte für den Kientopp Reklame trompete und mich an Schichten wende, die es doch nicht lesen? Ich will also den Schlapphut ablegen und den Zylinder aufsetzen und nun den Intellektuellen predigen: Geht in den Kientopp!

Nicht als ob sie nicht auch da vieles lernen könnten, jede Woche etwas anderes. Aber sie können noch, so als Zugabe, ganz merkwürdige Genüsse hier auffammeln. Ganz raffiniert zum Beispiel ist der Genuß der aufgehobenen Kausalität. Es ist nicht ganz leicht, sich da hineinzuleben, unser ganzer dummer Verstand steht ja immer unter dem tyrannischen Einfluß von Ursache und Wirkung. Da kommt der Herr Kientopphausknecht und steckt seinen Film von rückwärts in den Scheinwerfer. Eine kleine Handbewegung — — und sie wirft die ganze Weltgeschichte um: die Wirkung wird Ursache, die Ursache Wirkung.

Das einfachste Exempel: ich nehme eine Zigarette, stecke sie in den Mund, zünde sie mit dem Streichholz an und rauche. Die Zigarette dampft, wird kleiner, die Asche fällt herunter, das Papier verbrennt, schließlich werfe ich das Stümpchen fort. Nun arbeitet der Rollfilm von hinten: Von der Erde fliegt mir ein brennendes Zigarettenstümpchen in den Mund. Ich rauche, die Zigarette wird immer länger davon, die auf der Schale liegende Asche fliegt mir an die Zigarette und wandelt sich in Papier, bis meine Zigarette wieder ganz ist. Daran halte ich ein schon heruntergebranntes Streichhölzchen, das auch wieder ganz wird, und dessen Flamme in dem Augenblicke erlischt, als ich es an der Schachtel anstreiche.

Michel ißt und die Knödel kommen ihm aus dem Munde heraus, seiner armer Frau aber kriecht das Kind aus den Armen der Hebamme wieder in den Mutterleib zurück! Wer sagt noch, daß die Propheten ausgestorben sind? War nicht der prächtige August Kopisch ein großer Prophet, als er sein Gedicht vom großen Krebse schrieb? Und, bitte, man phantasiere ein wenig. Man nehme Situationen, Handlungen, Geschehnisse, was man will. Und man mische, induktive und wieder deduktive Methode. Ein wenig Uebung und man wird der wundervollste Topiker, der sich selbst auf den Kopf stellt.

Wie alle junge Kunst, so schreibt auch die Kientoppkunst einstweilen in der Hauptsache noch von der Natur ab. Und das ist bisher das beste, was sie bietet. Was der Mensch ihr bisher gab, ist zum Teil greulich, wie die albernen Zauberszenen, zum Teil wohl lustig und amüsant, wie die Pariser Burleskszenen, aber doch einem feinen Geschmacke meist ungenügend. Wo bleiben die Dichter und Maler, die für den Kientopp schaffen? Manche taten es, unbewußt — — die besten. Shakespeare: sein dritter Richard würde im Kientopp verständlicher und besser gegeben werden als auf mancher Bühne. Hogarth: man lasse seine Szenen verbindend spielen und schnurre sie auf dem Film ab, da wird man sehen, wie dieser Künstler lebt.

Wir aber kennen den Kientopp und können bewußt für ihn schaffen. Hier ist ein neues Feld

für die Kunst, ein junger Acker — — wer hilft ihn pflügen? Und, verehrter Herr Zensor, der du soviel Dummheiten gemacht hast und noch machst, tu einmal etwas, wofür man dir danken darf. Da du nun doch einmal die Oberaufsicht führst, so nimm dir einen künstlerischen Beirat und einen recht guten, kein Mensch verlangt ja, daß du selbst von Kunst etwas verstehen sollst! Und wenn dann die Künstler kommen und dir ihre Kientoppstücke einreichen — — und sie werden kommen! — dann laß die Spreu vom Weizen scheiden und unterdrücke den Kitsch und hilf der Kunst! Wenn du das tun willst, will ich dir ein erstes Kientoppstück schreiben, in dem du selbst der Held bist!

Hanns Heinz Ewers.

Die öffentliche Dirne.

Die Offenbarungen wachsen nicht nur auf literarischen Bühnen. Ich habe schon manche in der Vorstadt gepflückt und in Chantants niedersten Ranges. Warum sollte nicht auch einmal eine im Metropoltheater blühen? Ich ging also in dies Kunstinstitut: zum ersten und ganz gewiß auch zum letzten Male in meinem Leben.

Ich mache keinem von all den Herren, die allabendlich diesen gräßlichen Guanohaufen: „Das muß man sehen“ aufschütten müssen, einen Vorwurf. Herr Schultz würde ganz gewiß lieber ein anständiges Theater leiten, Herr Holländer lieber eine hübsche Operette und Herr Freund lieber ein Lustspiel schreiben. Und die Thielscher, Bender, Giampietro, Massary, Joseffi träumen sicher jede Nacht davon, daß sie einmal, frei von ihren goldenen Schmutzketten, auf einer ersten Bühne Kunst machen könnten. Arme, arme Menschen!

Nichts kann so traurig machen, wie eine Dirne, so traurig, daß man nicht einmal mehr weinen kann. Und so traurig war ich — gestern abend im Metropoltheater. Das ganze Institut ist ja nur eine einzige, große — arme Dirne, die sich unsägliche Mühe gibt, dem rohen Kerl zu gefallen, der sie aushält: dem Publikum. Wie klug sie ist, wie sie sich anstrengt, ihrem Liebhaber zu gefallen, wie sie, scheinbar dreist — scheu und ängstlich im innersten — versucht, seinen Geschmack zu treffen! Denn sie weiß: ein kleinstes Versehen und der rohe Patron wirft sie mit einem Fußtritt auf das Straßenpflaster. Und wie sie ihn haßt, ihn, dem sie ihr elendes Dasein verdankt! Wie sie ihre Zunge verflucht, die sich abquält im Speichellecken, wie sie den bunten Flitter verabscheut, den sie, ihm zuliebe, um die mageren Glieder hängt. Sie möchte ihm ins Gesicht speien und sie streicht ihm um den struppigen Bart. Sie möchte weglaufen, irgendwohin, in den Kanal springen, im Straßengraben verrecken. Aber sie hat den Mut nicht. Es ist so schön warm in ihrem Zimmer, so behaglich. Da fühlt sie sich wohl. Bis auf die drei Stunden am Abende, wo der Liebhaber kommt. Armes Kind!

O dieser entsetzliche Liebhaber! Das Platteste, das Gemeinste, das Geschmackloseste, das ist's, was ihm gefällt. Geil wie ein Affe, eitel wie ein Truthahn, satt wie eine wiederkäuende Kuh — wirklich ein reizendes Geschöpf, das Publikum, das diese Räume füllt!

Weiß Gott — das muß man riechen, dieses Publikum! Kadetten, die sich die Augen ausgucken nach den Trikotbeinen auf der Bühne und nach vielen Nächten noch frühmorgens wie ausgequetschte Zitronen aus den zerwühlten Federn kriechen werden, Kommis, die die uralten Zötchen, die sie von der Bühne hören, am andern Morgen den Kollegen im Bureau fein nagelneu verkaufen werden, Provinzler, die all den vergoldeten Bordellfirlefanz für echt nehmen und sich an ihrem Stammtisch daheim — in süßen Erinnerungen schwelgend — moralisch entrüsten werden. Und das lacht und klatscht und wiehert und brüllt: wirklich, der Herr Liebhaber ist zufrieden mit seiner Maitresse und ihren Künsten. Hinten aber in einer Ecke steht der Freund der Dirne, er steckt die Hände tief in die Hosentaschen und krampft sie zusammen, diese schmutzigen Hände, die heraus möchten, um den eklen Freier seines Mädchens an die apoplektische Kehle zu fahren. Ob er ihn haßt! Aber er steht da und beißt die Lippen zusammen: der Freier zahlt, und von dem Gelde lebt ja auch er.

Jede Dirne hat ihren Zuhälter. Das Metropoltheater hat die Tagespresse. Und wie es kindlich ist, jeden Ludewig für einen Verbrecher zu halten, so darf man der Presse nicht zürnen, wenn sie die Reize ihrer Geliebten dem reichen Liebhaber immer von neuem anpreist. Sie weiß es gewiß besser, aber sie muß dem „Geschmack des Publikums Rechnung tragen“, das die Annonzen und Abonnements bezahlt. Sie spuckt aus dabei — aber sie schreibt: „Wirklich, das muß man sehen!“

So! Das Bild paßt mir nicht mehr. Aber diesem letzten Gedanken möchte ich noch ein wenig nachgehen. Der Kunst gegenüber hat die Presse stets freie Hand. Sie kann über Brahm und Reinhardt sagen, was sie will, dem Publikum, das doch nichts davon versteht, ist's ganz egal. Deshalb dürfen große Blätter in ernste Theater kluge Kritiker schicken, oder solche, die sie dafür halten. Und diese Kritiker dürfen frei schreiben, was sie wollen. Aber ins Metropol, ins Passagetheater, in den Wintergarten darf bei-

leibe kein Kritiker hinein. Man schickt jemanden hin mit dem strikten Befehl: du hast alles wunderbar schön zu finden und am andern Morgen wenigstens zwei Spalten lang lobzusingen. Denn so will es das Publikum.

Die Premiere im Metropoltheater fand am selben Abend statt, in dem im Deutschen Theater der „Prinz von Homburg" zum ersten Male gegeben wurde. Die Kritiken standen am andern Tage nebeneinander, zuerst Freund natürlich, hinterher Kleist. An dem „Prinzen" hatte der eine Kritiker das, der andere jenes zu bemängeln; meinetwegen mag ein jeder von seinem Standpunkte aus recht gehabt haben. Darüber aber sind sie sich doch ganz gewiß alle einig gewesen, daß das, was Reinhardt bot, viele turmhoch über dem stand, was man in der Dorotheenstraße „sehen mußte". Und doch strahlten alle Besprechungen über die Metropolpremiere von heller Begeisterung, da war nicht einer, der an dieser Herrlichkeit, die doch der allerletzte Mist war, etwas auszusetzen hatte. Reinhardt mag sich ein wenig geärgert haben, als er die beiden Kritiken zusammen las, aber ich glaube, Schulz' Freude über seinen Sieg ist auch nicht ganz ungemischt gewesen. Es ist etwas doch Unangenehmes um das Schamgefühl.

H. H. E.

Erst Brot dann die Schule.

Ein Mahnruf an selbstlose Wohltäter.

Die Kunst im Leben des Kindes" ist längst kein bloßes Schlagwort mehr. Nannte Richard Wagner die Kunst mit Recht die Freude an sich, am Dasein, an der Allgemeinheit, so müßte sie längst Anfang- und Endpunkt jeder Erziehung sein. Aber in dieser allgemeinen Fassung soll nicht einmal des Satzes Geltung gefunden werden. Denn die oberflächliche und nervöse Hast des heutigen Lebens entfernt uns immer weiter von der Verwirklichung frommer Wünsche, die noch vor zwei Menschenaltern Bayerns erster Ludwig zu erfüllen hoffte: die Kunst nicht als Luxus zu betrachten, sie in allem zum Ausdruck zu bringen, sie ins Leben übergehen zu lassen. Um das zu erreichen, ist sorgsamste Pflege von Kindesbeinen an durch Generationen hindurch nötig. Denn in diesem Zusammenhange bedeutet Kunst mehr als Blick oder Gefühl oder Verständnis. In diesem Zusammenhange bedeutet Kunst alles: bedeutet Blick und Gefühl und Verständnis. Bedeutet Aesthetik. Und ästhetische Erziehung des Menschen ist es, was wir unter dem Schlagwort „die Kunst im Leben des Kindes" verstehen.

(Wenn daher überkluge Kulturträger gegen das Aesthetentum in eigens hierzu gegründeten Blättern Sturm laufen, gleichzeitig aber Goethe und Schiller auf ihr Banner schreiben, so begehen sie damit eine nur durch Blindheit und Dummheit entschuldbare Fälschung. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Schillers Briefwechsel mit Körner, „Ueber Anmut und Würde", „Ueber das Pathetische" bedeuten den Bankerott ihres Programms.)

Ein ästhetischer Mensch wird angesichts des siamesischen Zwillingspaars dasselbe physische Unbehagen haben, wie beim Anblick eines Wierzschen Kolossalgemäldes oder nach der Lektüre des 3. Bandes von „Götz Kraft". Die Kunst eines Stanislawski, die Betrachtung einer Rodinschen Zeichnung wird ihm ein innerliches Erlebnis sein, unvergeßlich, wie ihm eine imposante Heerschau, ein Drama von Ernst von Wildenbruch oder der Besitz einer schönen Frau immer nur eine Episode bedeutet. So absolut ist für alle Dinge der Wertmesser bei ästhetischen Menschen.

Für all die Eltern also, deren Daseinszweck nicht „hungern und leiden" heißt, besteht allerdings eine Pflicht zur Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Eine Pflicht, so ernst und wichtig, wie das Bad am Morgen und die Suppe am Mittag.

Indes werden das immer nur wenige Auserwählte sein; das Schlagwort für die große Menge lautet: Erst Brot, dann die Schule!

Während des Kongresses der Hygieniker in Berlin sind zwar manche beachtenswerte Vorschläge zur Ernährung von Säuglingen (Czerny) und zu andern, der Arbeit des Kongresses würdigen Fragen, gemacht worden. Mit der Frage rationeller Ernährung der Schulkinder aber hat man sich meines Wissens nicht beschäftigt.

Trotz allem nicht. Damit will ich sagen:

Obgleich mehr denn einmal von sachverständiger Seite behauptet wurde, daß das Alter von 10—15 Jahren für die körperliche Entwicklung der Kinder kritischer sei, als die Säuglingszeit;

obgleich in Paris schon heute die Schulspeisung die gesamte bedürftige Bevölkerung erfaßt und in England auf diesem Gebiete nicht erst seit gestern eine rege Bewegung erfolgreich eingesetzt hat;

obgleich die Uebelstände bei uns nicht nur an den entscheidenden und verantwortlichen Stellen bekannt, sondern wiederholt öffentlich zugegeben worden sind (Herr Stadtrat Münsterberg, Berlin, hat in den Jahresberichten von Vereinen und Behörden über Schulkinderspeisung wertvolles Material über dieses Thema beisammen);

obgleich Professor Ziegler auf der letzten deutschen Lehrerversammlung*) ausrief: „Denke ich an die vielen bettelarmen Kinder, die in der Schule, nicht weil sie weniger begabt sind, sondern weil es ihnen an dem Notwendigsten, am Essen und Trinken mangelt, verkümmern“;

obgleich schließlich (und das ist der Ausgangspunkt meines Mahnrufs) Helene Simon ein Buch „Schule und Brot“ (Verlag: Leop. Voß) geschrieben hat, das als Flugschrift über ganz Deutschland verbreitet zu werden verdiente.

Mit zarter Empfindsamkeit geht Helene Simon in ihrem, mehr an zusammengetragenem und verarbeitetem Material, als an eigenen Gedanken reichen Buche den letzten Konsequenzen aus dem Wege. Ihr stehen am Ende die elterliche Verantwortung und das Familienglück höher als ein paar Tausend hungernder Kinder. Mit Unrecht scheint mir.

Auf alle Fälle ist es eine deplazierte Empfindlichkeit, wenn Eltern, die in der unentgeltlichen geistigen Pflege ihrer Kinder keine Kränkung sehen, plötzlich gar zu peinlich über die Unentgeltlichkeit staatlicher und zuverlässiger Fürsorge für das leibliche Wohl ihrer Kinder urteilen. Ja, mehr fast als Recht, ließe sich hier eine Pflicht des Staates konstruieren, und allzu empfindsame Wesen mögen darin weniger ein Geschenk als ein Aequivalent sie drückender Steuern erblicken.

Statt mit halben Mitteln zu beginnen, lasse man es lieber ganz! Denn dann wahrlich würde Wohltat Plage, wenn etwa die Kinder begüterter Eltern ausgeschlossen und so den armen Kleinen ihre und der Eltern Hilflosigkeit nur um so deutlicher vor Augen geführt würde. Auch das Verhältnis der Kinder zu den Eltern würde damit leicht ein schiefes, ganz ungeachtet, daß es vom staatserzieherischen Standpunkt aus sehr unklug wäre, die soziale Ungleichheit in so frühem Alter schon den Kindern Tag für Tag derart greifbar vor Augen zu führen.

Ein weiteres Bedenken: Helene Simon fürchtet eine Beeinträchtigung des Familienlebens, wenn die gemeinsame Mittagsmahlzeit auf diese Weise fortfiele. — Familienleben!! — Wie sehr ist es gerade in diesen Kreisen, dank der Entwicklung der sozialen Zustände und nicht zuletzt mit Willen und unter Einwirkung der sozialdemokratischen Partei zur Farce geworden. Gewiß, es gibt noch heute Familien — und glücklicherweise nicht nur vereinzelt — bei denen man von einem Familienleben sprechen kann. Auch ein Kind mit vollem Magen kann den Eltern bei Tische Gesellschaft leisten, ohne dadurch das Glück der Familie zu gefährden oder gar zu zerstören, was diese innerlich zusammenhält.

Man sollte überhaupt etwas mehr mit vollendeten Tatsachen rechnen, anstatt in falscher Scham sich selbst über bestehende Uebelstände hinwegzutäuschen. Eltern, die ihre dreizehnjährigen Töchter verkuppeln (und deren gibt es viele!), fallen schwerer ins Gewicht als das meist recht relative Glück zahlreicher ums tägliche Brot kämpfender Familien. Und selbst da, wo Eintracht und Frieden herrschen, fragt sich's noch immer, auf welcher oft recht lockeren und wenig einwandsfreien Erziehung sich das häusliche Glück aufbaut.

Mehr Einfluß der Lehrer auch auf die Erziehung kann nur von Nutzen sein. Als väterlicher Freund bei gemeinsamer Mahlzeit

*) H. Simon. S. 29.

kann er mehr für das Innenleben und die sittliche Entwicklung der Kinder tun als in allen Lehrstunden — mehr als die große Mehrzahl der Eltern, denen meist Sinn und Verständnis für das Gemüt ihrer Kinder fehlt, denen es oft auch an Zeit und Lust, sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen, mangelt. Und doch kann man (Jean Paul) mit einer Kindheit voll Liebe ein halbes Leben hindurch für die kalte Welt haushalten.

Auf die Eltern einzuwirken, ist unmöglich. Leichter und wesentlicher ist die Einwirkung auf die Lehrer. Sie müßten bei der Verschiebung der sozialen Verhältnisse mehr als bisher Einfluß auf die Erziehung der Kinder gewinnen, müßten daher sorglos dastehen, damit sie ihre Lebenfreude — und auf diese mehr als auf äußerliche Verhältnisse läuft schließlich des Lebens letzte Weisheit hinaus — auch auf unsere Jugend übertragen.

Doch das ein andermal. Bei der Entscheidung über die ausschließliche Mittagsspeisung der Schulkinder ohne Rücksicht auf die Lage der Eltern ist, wie gesagt, die schön klingende, in Wahrheit aber meist sehr unangebrachte Rücksicht auf die Familie kein stichhaltiges Moment.

Ganz bedingungslos lautet die Forderung, und nicht nur ein weites, sondern für all die, denen die Wohlfahrt der Kinder am Herzen liegt, ein auch sehr dankbares Feld für wahre Menschenfreude eröffnet sich hier. Wen's nicht nach Titeln und Ehren drängt, wem gesunde und fröhliche Kindergesichter mehr gelten, als im Schatten kaiserlicher Huld sich zu ergehen, wer wohltun will nur um des Wohltuns willen — aber da eben ist meist aller Wohltat Ende. Nicht daß auch heute noch nach mehr als hundert Jahren Chamforts Wort ausschließlich in Geltung wäre: Il y a peu de bienfaiteurs qui ne disent comme Satan: si cadens adoraverei me; nicht daß man mit Kant gleich bis zum äußersten zu gehen und nur die Wohltat, die eine Entbehrung auf seiten des Wohltäters zur Folge hat, gelten zu lassen braucht: Tatsache bleibt, daß hier als Wohltäter nur in Frage kommt, wer ein Herz hat für unsere Jugend. Kinder sind's, die hungern, die's gilt, satt zu machen. Nicht einmal, damit sie leben und gedeihen, nur damit sie arbeiten und den Anforderungen genügen, die die Schule an sie stellt. Denn der Staat, der sich zum Schulzwang berechtigt glaubte, sprach sich von der Unterhaltungspflicht frei. Bis zum Jahre 1875 reicht die Gründung des ersten Vereins, der diesem oder doch ähnlichen Zwecken diente, zurück. Und doch konnten allein in Berlin noch 1904 12 000 frühstückslose Kinder festgestellt werden, von denen — und auch das nur im Winter — nur etwa 800 Milch und Brot erhielten.

Ermöglichen es uns unsere sozialen Verhältnisse trotz der ausgedehnten Wohlfahrtseinrichtungen nicht, überall mit Erfolg gegen das Elend anzukämpfen: unsere Jugend darf die Not nicht kennen lernen. Soviel muß da sein, um den hungernden Kleinen den Magen zu füllen. Wenn der Staat nicht will, dann aus privaten Mitteln. Wir wollen keine schwachen, widerstandslosen und verbitterten Menschen heranziehen. Wir brauchen, und heute mehr denn je, eine hoffnungsfrohe, sorglose Jugend, die nicht nur die Kraft, die auch die Lust zum Kampf ums Dasein schon von der Schule mitbringt. Und darum muß helle Lebensfreude von frühester Jugend an in den Herzen unserer Kleinen gepflegt werden. „Schaffet die Tränen der Kinder ab. Das lange Regnen in die Blüten ist schädlich."

Wir werden außer den für unsere Abonnenten unentgeltlichen Vorträgen auch solche zum Besten der Speisung der Schulkinder abhalten. Wir bitten unsere Leser, die Not lindern zu helfen und unsere Bestrebungen durch Geldspenden — und seien sie noch so winzig — zu unterstützen. Wir werden über die eingegangenen Beiträge hier quittieren und über ihre zweckmäßige Verwendung berichten.

A. L.